

Der Entwurf des Maussoleions.

Von Professor Dr. Fritz Krischen in Danzig.
(Hierzu 2 Tafeln)

Alle Rechte vorbehalten.

Die Wiedergewinnung griechischer Baudenkmäler — ihre Wiedergewinnung zum wenigsten auf dem Papier — würde ganz wesentlich erleichtert und sicherer gestellt werden, wenn wir über das Entwurfsverfahren der jeweiligen Baukünstler Genaueres ausmachen könnten. Es ist zu betonen: der jeweiligen Baukünstler. Gerade aus einer zu allgemeinen Anwendung der besonderen Ueberlieferung von Regeln der Baukunst, ganz besonders aus einer übertriebenen Geltung des Vitruv sind die schwersten Irrtümer entsprungen. Es muß geradezu gesagt werden, daß die zunehmende Kenntnis der griechischen Bauwerke selber eine Befreiung von Vitruv bedeutet. Wir dürfen ihn lediglich als einen Vertreter des augusteischen Klassizismus ansprechen, der uns allenfalls noch einige Bekanntheit mit der ihm unmittelbar vorausgehenden Entwicklungsperiode, mit dem späten Hellenismus, vermitteln könnte, aber ebensowenig wie ein Baufachmann der Zeit um 1800 für die Weise des dreizehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts sollte er als Quelle für die archaische oder klassische Baukunst dienen. Dabei fällt noch ins Gewicht, daß er der Baukunst verhältnismäßig fernsteht, vielmehr als Ingenieur und Maschinenbauer anzusprechen ist. Von dieser Seite haben wir also keine Hilfe zu erwarten. Wir können nur wieder die Bauwerke selber befragen, und zwar haben wir bei unseren Wiederherstellungen nicht allein die angenäherte Richtigkeit zu erstreben, sondern unser Ziel muß eine restlose Genauigkeit sein, eine Genauigkeit, die selbst durch die unvermeidlichen Fehler der Bauausführung zu den ursprünglichen Maßzahlen des Entwurfes vorzudringen vermag. Das klingt vielleicht ein wenig unbescheiden, indessen gibt uns die griechische Baukunst mehr als irgendeine andere die Möglichkeiten an die Hand, ein solches Ziel zu verfolgen. Machen wir uns zunächst einmal klar, wie verschieden das Verhältnis eines modernen Architekten und eines antiken zu Maß und Zahl sein muß. Gewiß wird die Baukunst unter den bildenden Künsten stets in besonderem Grade die Kunst der richtigen Abmessungen sein, aber welche Hindernisse hat der moderne Architekt zu überwinden, ehe er zu leidlichen Zahlenharmonien gelangt. Wird er sie überhaupt erstreben können und wollen in der Weise, die dem griechischen Baukünstler ein selbstverständliches Erfordernis war? Unsere Baugesinnung wird entscheidend beeinflusst durch eine ganze Anzahl von Rücksichten, die den Griechen nicht störten; durch die Zufälligkeit der Maße eines Grundstückes, die selbst bei monumentalen Bauten eine Rolle spielt, weil Wirtschaftlichkeit stärkste Ausnutzung gebietet und zwar unter dem Drucke gänzlich unharmonischer Baupolizeibestimmungen, ferner durch die verwickeltesten Forderungen, was Größe, Zusammenhang und Bedeutung der Räume angeht, und durch in wörtlichem Sinne maßgebende, übermächtige Konstruktionen. Demgegenüber steht bei den Alten völlige Freiheit innerhalb weiter Bezirke wenigstens für Monumentalbauten, Wirtschaftlichkeit in unserem Sinne überhaupt nicht, Maßgeblichkeit nur der erstrebten Harmonie in Formen und Verhältnissen bei denkbar größter Einfachheit des Raumprogramms und einer ein für allemal ausgemachten Konstruktionsweise. Es besteht also für sie nicht der geringste Anlaß, von anderen als ganz einfachen Zahlen auszugehen — wir dürften solche als Grundlage ihrer Entwürfe voraussetzen, auch wenn wir aus der Ueberlieferung nichts von „hundertfüßigen“ Tempeln wüßten, oder von der symbolischen Bedeutung, die bestimmte einfache Zahlen und Zahlenverhältnisse besaßen. Sicherlich war eine solche symbolische Bedeutung für einen aufgeklärten griechischen Baukünstler des vierten Jahrhunderts Nebensache: die Einfachheit der Zahlenverhältnisse hatte aber eine ganz bestimmte praktische Bedeutung, und mit dieser wollen wir uns hier einmal beschäftigen.

Was für eine Masse Papier, welche ein Wust von Blaupausen wird heute angewendet, um den Weg vom ersten Einfall des leitenden Architekten bis zum letzten Hammerschlag der Ausführung zu machen. Gewiß haben auch die Alten gezeichnet — sogar ihre Werke veröffentlicht — aber bei der Kostbarkeit und den bescheidenen Abmessungen des Papiers und der Ungeschicklichkeit von Wachs- und Marmortafeln kann das Bauzeichnen nur dem Künstler selber zur Klärung seiner Ideen, zur Verhandlung mit Auftraggebern und als einfachste Grundlage für Kostenanschläge gedient haben. Für die Ausführung gab es andere Hilfsmittel. Bekanntlich stehen griechische Monumentalgebäude stets auf einer Werksteinschicht, welche Fundamente und Gelände ausgleicht — der Euthynteria. Auf dieser Euthynteria wird die Grundrißfigur genau aufgezeichnet und so weiter auf den folgenden Schichten, namentlich aber auf dem Stylobat, dem Träger der Säulen, der

eigentlich den im einzelnen durchgebildeten Grundriß der ursprünglich immer eingeschossigen Säulenbauten liefert und im wörtlichsten Sinne maßgebend für das ganze Werk sein muß. Die Aufzeichnung ist hier zweifellos mit unmittelbarer Beteiligung des leitenden Künstlers vor sich gegangen. Je klarer dabei die Verhältnisse seines Entwurfes waren, desto leichter wird der einzigartig genaue Zusammenschluß des mörtellosen Steingefüges, um so eher die Stimmigkeit aller Einzelheiten des überaus fein gearbeiteten Schmuckes zu ermöglichen gewesen sein.

Dieser innige Zusammenhang in den Abmessungen aller Teile ist ja das, was die Griechen unter „Symmetrie“ verstanden, und um diese Symmetrie durchzusetzen, auch da, wo die Ausführung nicht unter der dauernden persönlichen Einwirkung des Meisters stand, war sicherlich die größte Einfachheit in allen Anweisungen und Angaben dringend erwünscht.

Es wäre auch gar nicht einzusehen, warum die Hauptmaße nicht ganz einfache Zahlen, die kleineren Maße nicht einfache Brüche der großen sein sollten. Ja, man wird es geradezu als eine der vornehmsten Aufgaben des alten Architekten anzusehen haben, daß er Gebilde und Größen, die sich ihm zunächst zufühlsmäßig darboten, stets auf die einfachste und durchsichtigste Formel zu bringen hatte. Wenn dem so ist, so haben wir hier eine der bedeutendsten Möglichkeiten, für unsere Wiederherstellungen eine Unterstützung zu gewinnen, die uns zu einer äußersten, ja zu der erstrebten absoluten Richtigkeit verhelfen kann.

Wir wollen das an einem Beispiel dartun, das bisher der archäologischen Forschung die allergrößten Schwierigkeiten bereitet hat, trotzdem es, oder vielmehr gerade weil es sowohl in der literarischen Ueberlieferung erscheint, als auch in reichlichen Spuren und Trümmern erhalten ist; wir meinen das Maussoleion von Halikarnassos*).

Die wichtigste Erwähnung dieses Bauwerkes finden wir bei Plinius in seiner „Naturgeschichte“ (Historia naturalis XXXV/30). Sie stellt offenbar einen Auszug aus der Abhandlung eines Architekten über das Werk — wahrscheinlich des Pytheos selber dar, den uns Vitruv als den Erbauer und als den Verfasser einer solchen Schrift überliefert hat — allerdings einen äußerst knappen Auszug, der nicht eben viel Verständnis und Geschicklichkeit bei Plinius verrät und namentlich durch einen besonders mißglückten Satz viel Verwirrung angerichtet hat.

Also wenn wir auch hier sehr wichtige Angaben finden, namentlich einige Hauptmaße, wie sie uns einzelne Steine zunächst nicht geben können, so ist es doch geboten, nicht von dem unklaren Text, sondern von den untrügerischen Steinen auszugehen und erst zum Plinius unsere Zuflucht zu nehmen, wenn die zuverlässigere monumentale Quelle erschöpft ist. Diesen Weg sind auch wir in einer Untersuchung gegangen, die in den Bonner Jahrbüchern (Heft 128, 1ff, 1923) erschienen ist; hier, wie in einem Aufsatz des Jahrbuches des Deutschen Archäologischen Instituts (XXXX. 1925, Heft 1/2, 22 ff.) glauben wir die Aufgabe bereits im wesentlichen gelöst zu haben und dürfen den interessierten Leser auf diese Arbeiten verweisen. Dort wird er auch, falls er der Geschichte des Problems nachgehen will, die hierzu nötigen Hinweise finden. Für diejenigen Leser, denen diese Zeitschriften schwer erreichbar sind, habe ich in der Anmerkung 1 die Gegebenheiten zusammengestellt, von denen dort ausgegangen werden mußte**). Hier wollen wir einen ganz anderen Weg einschlagen, indem wir uns von den folgenden Erwägungen leiten lassen.

Jeder Bauentwurf beginnt mit der Behandlung des Ganzen — also mit den großen Maßen — und endigt bei den Angaben für die Einzelheiten — also bei den kleinen Maßen. Die Wiederherstellung eines zerstörten Aufbaues verläuft in umgekehrter Richtung: sie gelangt von den Einzelheiten — sozusagen durch Addition oder mehr noch durch Multiplikation — zum Ganzen. Das bedeutet aber, daß die stets vorhandenen kleinen Fehler, denen auch die exakteste Ausführung nicht entgeht, erheblich vergrößert werden, und zwar bisweilen in einem Grade, der die Lösung gefährden muß. Wenn in dieser Richtung demnach nur angenäherte Ergebnisse gewonnen werden können, so müssen wir das genaue Resultat auf dem Rückwege suchen, indem wir die angenähert gefundenen Maße nach

*) Vergl. Adler, Das Mausoleum von Halikarnass. Z. f. B., 1900, S. 1.

***) Die Anmerkungen stehen sämtlich hinter dem Text, da sie alle so umfangreich sind, daß sie eingerückt stören würden.

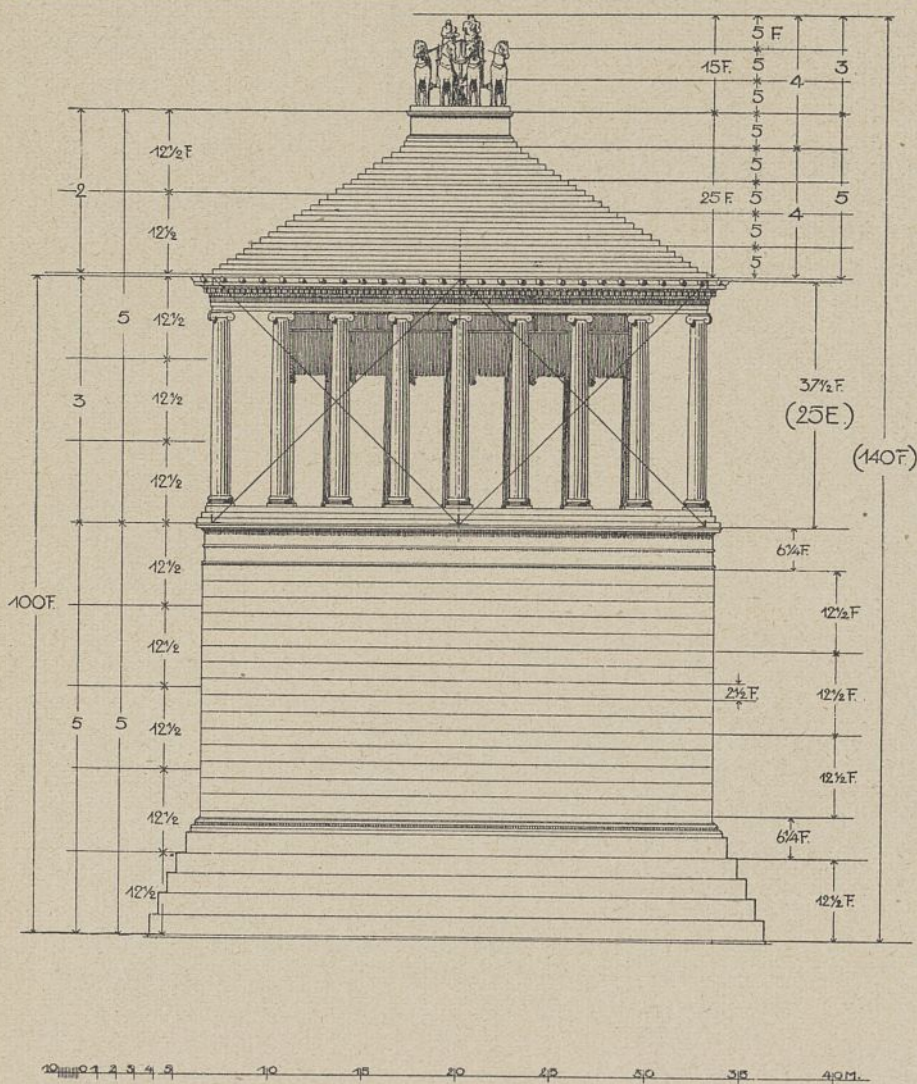


Abb. 1. Das Maussolleion von Halikarnassos. Schema des Entwurfs. Höhenentwicklung, dargestellt an der Ostseite.

bestimmten Grundsätzen, etwa durch Anwendung des jeweils nachzuweisenden antiken Maßsystems, durch hergestellte Einfachheit der Zahlen verbessern und von diesen zunächst hypothetischen Maßen durch Division — das heißt unter Verkleinerung der Fehlerquellen — wieder zu den ursprünglich gegebenen Stücken gelangen. Dieses Verfahren ist in unserem Falle außerordentlich erleichtert, da wir immerhin einige wenige große Maße bereits bei Plinius finden können. Allerdings haben gerade diese Maße so lange jede richtige Lösung verhindert, als man ein nicht hergehöriges Maßsystem, das attische mit einem Fuß von 29,6 cm, statt des kleinasiatischen von 35 cm anwendete, und es ist Franz Winters Verdienst, den Ausgangspunkt für die Wiederherstellung gefunden zu haben, indem er die Anwendung dieses letzteren Fußes am Maussolleion nachwies (Bonner Jahrbücher 1922, 102 ff.).

Die größten Maße bei Plinius sind das für die Höhe = 140 Fuß, was attisch 41,40 m, kleinasiatisch 49 m in unserem Maßsystem ergibt — man beachte die große Fehlerquelle, 7,6 m auf 49 m — und der größte Umfang, der in den Handschriften verschieden mit 411 und 440 Fuß angegeben wird; welche Angabe die richtige ist, wird unsere Untersuchung erweisen, auf philologischem Wege ist das kaum zu ermitteln, da eine ursprüngliche Verschreibung aus CCCCXI in CCCCXL und umgekehrt gar zu leicht stattfinden konnte. Wir wollen den Leser nicht mit einer Schilderung der Versuche behelligen, die uns schließlich von dem ungefähr richtigen Ergebnis unserer ersten Studien zu der genauen Lösung geführt haben, erbitten vielmehr die Erlaubnis, die letzte Schlußfolgerung hier fertig vortragen zu dürfen, d. h. wir werden zeigen, wie die Entwurfsarbeit des Pytheos vor sich gegangen ist und möchten den Beweis für unsere Rekonstruktion des Entwurfs dadurch erbringen, daß wir sichtbar machen, wie die Entwurfshandlungen notwendig zu sämtlichen überlieferten Daten — literarischen wie monumentalen — führen mußten. Diese Daten sollen also nicht nur richtig verwendet, sondern auch restlos erklärt werden!

Gestellt war die Aufgabe, eine zweigeschossige Architektur in der Höhe von 100 kleinasiatischen Fuß (35 m) zu errichten. Die Höhe mußte also geteilt werden. Den Alten war die Dezimalrechnung fremd, sie teilten nach Potenzen der Zwei. Die 100 Fuß wurden in acht Teile zu $12\frac{1}{2}$ Fuß geteilt; fünf Teile wurden für einen hohen Sockel genommen, drei Teile für eine daraufzustellende Säulen-

ordnung. Deren Höhe betrug demnach $3 \times 12\frac{1}{2}$ Fuß = $37\frac{1}{2}$ Fuß; $1\frac{1}{2}$ Fuß von 35 cm sind gleich einer Elle von 52,5 cm, $37\frac{1}{2}$ Fuß = 25 Ellen. Diese Zahl ist von Plinius als Höhe der Säulenordnung überliefert. Zu der gleichen Höhe gelangt man, wenn man die Ordnung aus den reichlich vorhandenen Bruchstücken wiederherstellt.

Das Gebälk beträgt 5 Fuß; man darf allerdings nicht einen der drei vorhandenen Friese hineinbeziehen wollen, deren anderweitige Verwendung am Bauwerk nachweisbar ist. Die ursprünglich asiatisch-ionische Ordnung kennt den besonderen Friesstreifen im Gebälk nicht — er tritt erst in den abgeleiteten Stilen, wie in der attischen Weise, wie in den gemischten Stilarten des Hellenismus auf. Daher hat denn auch Vitruv seine Anschauung. Die Ordnung des Maussolleions entspricht weitgehend derjenigen des Athenatempels von Priene, der auch von dem Architekten des Maussolleions her stammt. Bei diesem beträgt das Gebälk ein Sechstel der Säulenhöhe, die Säulenhöhe das Zehnfache des unteren Durchmessers, der Stylobat die Hälfte des Gebälkes, wie wir seinerzeit nachgewiesen haben (Bonner Jahrbücher 1923, 6 ff.). Da in Halikarnassos das Gebälk 5 F. beträgt, bekommen wir als Säulenhöhe 6×5 F. = 30 F., d. h. das Zehnfache des mehrfach erhaltenen unteren Durchmessers. Der Stylobat beträgt die Hälfte von 5 F. = $2\frac{1}{2}$, das ist das Maß für drei Stufen, das wir auch sonst am Bau finden werden. $5 + 30 + 2\frac{1}{2} = 37\frac{1}{2}$ F. = 25 E.

Auf die Säulenordnung wurde ein pyramidenförmiges Dach gesetzt, dessen Höhe so groß war, wie der Unterschied der beiden anderen Höhen ($5 - 3 = 2$), nämlich $2 \times 12\frac{1}{2}$ F. = 25 F. Das Dach machte die Höhe der Ordnung der Höhe des Sockels gleich. Diese Tatsache überliefert Plinius! Die Höhe der Dachpyramide wurde in ebenso viele Teile geteilt wie der Sockel, nämlich in 5; die Höhe jedes Fünftels beträgt 5 Fuß. Je drei Stufen des Daches, wie sie uns in großer Zahl erhalten sind, haben zusammen $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe. Auf die Teile von 5 Fuß kommen also je 6 Stufen; da ein Fünftel der Höhe für den Sockel einer aufgesetzten Quadriga gebraucht wird, bleiben vier Fünftel für die Stufen, was überzeugend im Grundriß in Erscheinung tritt, wo die entsprechende Fläche gerade für die vier Pferde und den Wagen von bekannten Abmessungen gebraucht wird (s. Abb. 6).

4×6 Stufen ergeben 24 Stufen der Höhe nach. Diese Zahl überliefert Plinius. Das vierte Glied des Aufbaues, die Quadriga, verhält sich in seiner Höhe zu seinem Unterbau ebenso, wie sich das Pteron zum Sockel verhält, nämlich wie $3 : 5$, 3×5 F. = 15 F. Diese Höhe haben annähernd die im Britischen Museum wieder aufgebauten Reste der Quadriga. Und die Summe der Höhen beträgt danach 15 (Quadriga) + 25 (Pyramide) + $37\frac{1}{2}$ (Pteron) + $62\frac{1}{2}$ (Sockel) = 140 F. Diese Zahl überliefert Plinius. Und ihre Entstehung ist wohl einfach genug durch obige Gleichung erklärt (s. Abb. 1).

Was wir sonst noch an Höhenmaßen in einzelnen feststellen können, fügt sich deutlich dem hier entwickelten Zahlensystem ein. Eine männliche Kolossalfigur — sicherlich Maussollos selber —, deren Zugehörigkeit zur Quadriga durch die Fundumstände gegeben ist (s. Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Institutes XXXX. 1925, Heft 1/2 ff. und Anmerkung 2) beträgt ein Sechzehntel der Gesamthöhe, verhält sich also zum Bauwerk wie der Zoll zum Fuß; die Räder des Wagens haben einen Durchmesser von $6\frac{1}{4}$ Fuß, das ist die Hälfte von $12\frac{1}{2}$ Fuß, dem am häufigsten wiederkehrenden Faktor, dem wir auch im Grundriß mehrfach begegnen werden. Die Zahl $12\frac{1}{2}$ löst sich am einfachsten auf in $5 \times 2\frac{1}{2}$; das Maß $2\frac{1}{2}$ Fuß haben wir ja auch bereits angetroffen. Es findet sich ferner in den einzigen Baugliedern, die wir für den Aufbau des Sockels in Anspruch nehmen können, in den Friesen, deren Verbindung zu einem Doppelfries als oberen Abschluß dieses Sockels ich in den Bonner Jahrbüchern (1923 8 ff.) nachgewiesen habe. Der untere Streifen hat genau die Höhe von $2\frac{1}{2}$ Fuß, offenbar die Quaderhöhe des Sockels, der also wahrscheinlich auf die Teilungen von $12\frac{1}{2}$ Fuß je 5 Wandquadern aufwies. Solche Steine müßten sich in der Ruine der Johanniterburg zu Halikarnassos, die sicher den größten Teil des Maussolleions verschlungen hat, noch nachweisen lassen. Der obere Fries, dem unteren ungefähr gleich, ist noch mit dem Perlstab des oberen Abschlusses versehen, der Stein daher etwas höher, doch ergeben die beiden mit dem notwendig darüber zu ergänzenden Eierstab und zugehöriger Plinthe wieder höchstwahrscheinlich $6\frac{1}{4}$ Fuß, die Hälfte von $12\frac{1}{2}$ (s. Abb. 2).

Wir sind von der Höhenentwicklung ausgegangen, wie es vermutlich auch Pytheos getan hat, für den das Besondere und der Reiz der Aufgabe ja gerade in der Höhenentwicklung liegen mußte, ist

doch das Maussolleion der erste mehrgeschossige Monumentalbau der griechischen Baukunst überhaupt. Der Uebergang zum Grundriß kann nur allein im Pteron erfolgen, wie ja die Säulenordnung stets der maßgebliche Teil eines griechischen Gebäudes ist, und zwar müssen wir, um zur Frontbreite zu gelangen, die Höhe des Pterons, 25 Ellen, verdoppeln, erhalten also 50 Ellen. Dasselbe Maß erhalten wir, wenn wir die aus den Steinen bekannte Jochweite von 6 Ellen achtmal nehmen und wie notwendig außen je einen halben Säulendurchmesser hinzufügen; der untere Durchmesser ist bekannt = 2 Ellen. Wir haben also die Gleichung $1 + 8 \times 6 + 1$ gleich 50 Ellen. Daß es 8 Joche gewesen sein müssen, ergibt sich so: die Dachstufen mit zweierlei Auftrittgrößen von etwa 44 und 55 cm vertragen ein Dach über einem Rechteck des Seitenverhältnisses 4:5. Die oblonge Form überliefert auch Plinius. Ein Pteron von 4 zu 5 Jochen ist nicht annehmbar, weil dann die am Orte vorhandene rechteckige Fundamentspur viel zu groß sein würde; gut paßt dazu die nächste Möglichkeit 8:10; sie ergibt im ganzen 36 Joche und Säulen; diese Zahl überliefert Plinius. — Beim Uebergang von der Schmal- zur Langseite muß sich nun aber notwendig eine Schwierigkeit, ein Unterschied zwischen Dachpyramide und Pteron einfinden. Der Fuß der Pyramide ist an der Schmalseite gleich der Pteronbreite = 50 Ellen. In der Höhe, die 25 Fuß beträgt, gehen $5 \times 6 = 30$ Stufen auf, von denen aber, wie oben gezeigt, nur 24 in Erscheinung treten können. Im Grundriß müssen wir die Stufenbreite doppelt so oft, also 60mal haben, und in der Tat geht die erhaltene Stufe von genau 43,2 cm Auftritt 60mal in der Breite auf. 50 Ellen = 26,21 m : 60 = 43,6 cm. Die Langseite verhält sich zur Schmalseite wie 5:4, muß also $62\frac{1}{2}$ Ellen betragen; und auch in diesem Maße geht die entsprechend größere Stufe auf genaueste auf: $62\frac{1}{2}$ Ellen = 32,76 m : 60 = 54,6 cm; der Stufenauftritt an den Steinen gemessen beträgt 54,6 cm. Den Berechnungen liegt eine Tabelle zugrunde, die von einer genaueren Feststellung des 35 cm gerechneten Fußes auf 34,9426 cm ausgeht! Der Sockel der Quadriga, der ein Fünftel der Dachhöhe beträgt, muß natürlich auch in den Seiten des Grundrißrechtecks ein Fünftel der unteren Pyramidenkanten betragen, also $10 : 12\frac{1}{2}$ Ellen, und auf dieser Fläche baut sich gerade das gefundene Viergespann nebst Wagen auf.

Will man dagegen zu der längeren Pteronseite gelangen, so darf man nicht einfach fünf Viertel von 50 Ellen = $62\frac{1}{2}$ Ellen nehmen, sondern muß 10 Joche zu 6 Ellen und zwei halbe Durchmesser zu einer Elle, also 62 Ellen ansetzen! Die hier fehlende halbe Elle ist für die Beweisführung von allergrößter Wichtigkeit! Im ganzen Umfang des Pteronrechtecks bedeutet das 1 Elle oder $1\frac{1}{2}$ Fuß Unterschied gegen die lediglich aus dem Zahlensystem zu entnehmende Zahl, d. h. der Pteronumfang beträgt 224 Ellen statt wie man erwarten sollte 225 Ellen. Innerhalb des Pteronrechtecks befindet sich das Rechteck der Cella, außerhalb dasjenige der größten Sockelausladung. Die Seiten des inneren Rechtecks sind um den gemeinsamen Faktor des Pteronrechtecks kürzer, d. h. sie betragen nicht $(4 \times 12\frac{1}{2}) : (5 \times 12\frac{1}{2})$, sondern $(3 \times 12\frac{1}{2}) : (4 \times 12\frac{1}{2})$; aber wohlgerne mit demselben Fehler von einer halben Elle an der Langseite, wie das Pteron! Man muß also vom Pteronrechteck auf allen Seiten mit der Hälfte von $12\frac{1}{2} = 6\frac{1}{4}$ Ellen nach innen gehen, und dieses Maß $6\frac{1}{4}$ zeigt uns auch das erhaltene Gebälk mit der Steindecke des Umganges. Das Maß muß an jeder Ecke zweimal, d. h. im ganzen achtmal, abgezogen werden. $8 \times 6\frac{1}{4} = 50$ Ellen. Der Umfang der Cella beträgt also $224 - 50 = 174$ Ellen. Geht man auf dieselbe Weise nach außen, so bekommt man für das größte Grundrißrechteck $224 + 50 = 274$ Ellen oder 411 Fuß. Das ist die von Plinius überlieferte Zahl mit ihrer Ableitung und der zwingenden Erklärung, daß sie nicht runder ist, d. h. nicht $412\frac{1}{2}$ F. = 275 Ellen beträgt. Die Lesart 440 ist demnach falsch. Das Maß 411 Fuß findet sich auch in der Felsspur des Grundrisses, und auch hier zeigt das Rechteck nicht das genaue Verhältnis 5:6, das man erwartet, sondern, wie das Pteron es vorschreibt, eine Verkürzung der Langseite. Dieser zunächst unerklärliche Umstand verbot es, bei der Wiederherstellung von diesem Fundament auszugehen, zumal die örtlichen Verhältnisse zeigen, daß erst eine beträchtliche Höhe aufzumauern war, ehe die Euthyteria in Erscheinung trat, also mit einer vollkommenen Genauigkeit der Maße hier nicht zu rechnen war. Um so erfreulicher ist es, daß die Verhältnisse bis auf einige Zentimeter eindeutig zu unserem Entwurf stimmen.

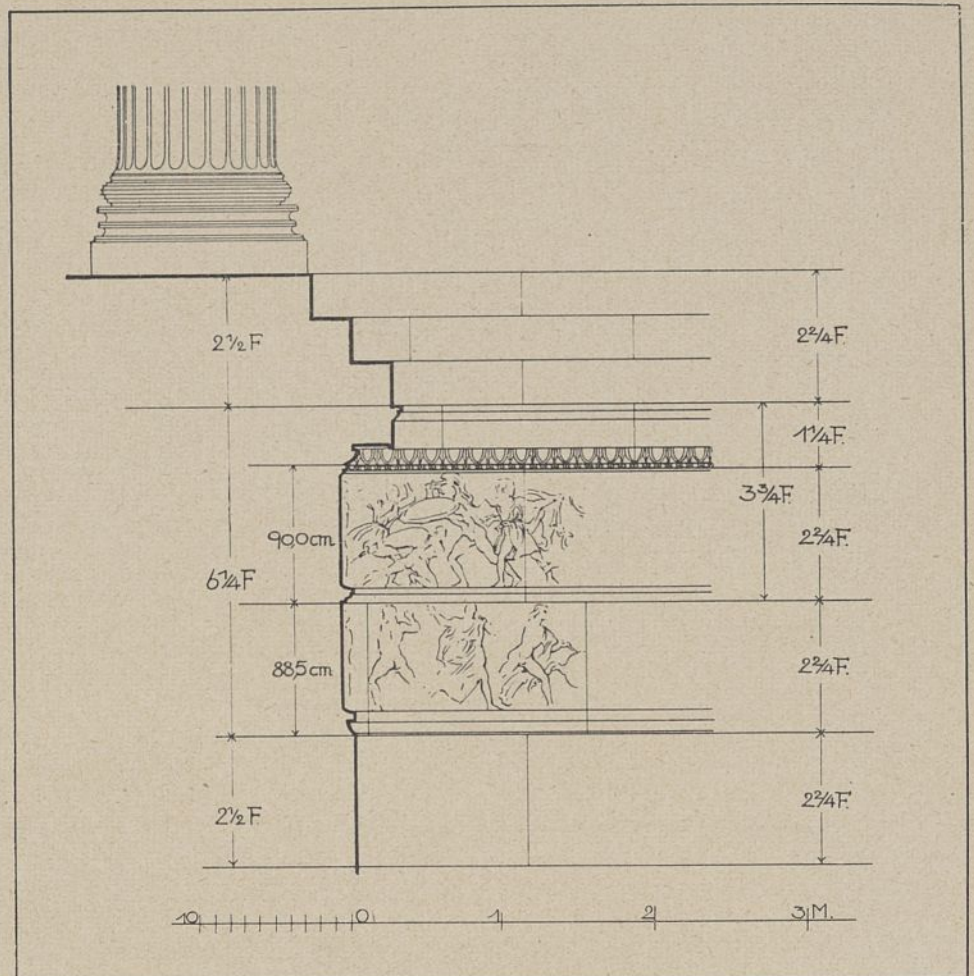


Abb. 2. Das Maussolleion von Halikarnassos. Oberer Abschluß des Sockels.

Alle diese Vorgänge sind viel einfacher als durch Worte durch Zeichnungen zu schildern und treten dort auch gleichzeitig und daher auch überzeugender in die Erscheinung (s. Abb. 3 u. 4). Auf dieser Grundlage sind dann mit Hilfe aller bekannten Einzelheiten die Fronten des Gebäudes in den Abbildungen 10 u. 11 hergestellt worden. (Siehe Tafel 1 u. 2.)

Wir müssen noch einmal zum Pterongrundriß zurückkehren. Die Maße, die wir oben behandelten, betreffen sozusagen den Block der Formen wie Wandfläche der Cella, wie Durchmesser und entsprechend Architrav der Säulen; die feinere Gestaltung, Ausladungen der Profile u. dgl. konnte damit nicht ausgedrückt werden. Wir dürfen aber den Pterongrundriß nun noch etwas weiter in dieser Hinsicht ausführen. Die unserem Bau verwandten Monumente: der schon genannte Athentempel in Priene, das Didymaion bei Milet pflegen diesen Grundriß auf schachbrettartigem Fugennetz aufzubauen, wobei zu jeder Säule eine quadratische Fußbodenplatte gehört, welche die Ausladung der Basis in sich aufnimmt. Dem Interkolumnium entspricht ebenfalls ein solches Quadrat, die Quadratseite beträgt demnach so viel wie das halbe Joch. Berechnen wir danach den Stylobat, den bedeutsamen Träger der eigentlichen Architektur, so ergibt sich für die kurze Seite unseres Baues, da die halbe Jochweite 3 Ellen beträgt und 9 (Säulen) + 8 (Interkolumnien) den Faktor 17 ergeben, $17 \times 3 = 51$ Ellen. Die Langseite wird dann bei 11 Säulen und 10 Interkolumnien $21 \times 3 = 63$ Ellen (s. Abb. 5). Diese Zahl 63 findet sich wieder bei Plinius, allerdings mit der Bezeichnung Fuß. Dies muß eine Verwechslung des Plinius sein, die an sich leicht möglich war, da er sowohl von Fuß wie von Ellen spricht und, wie seine etwas verworrene Schilderung zeigt, recht flüchtig gearbeitet hat. Besonders der betreffende Satz ist ein Muster von Verworrenheit: „es (das Maussolleion) erstreckt sich südnördlich je 63 Fuß, kürzer an den Fronten, im ganzen Umfang 411 Fuß.“ Denn der rechnerische Unsinn ist nur durch die Annahme zu verstehen, daß ihm hier zwei Rechtecke durcheinander gekommen sind: das des größten Umfangs und der Pterongrundriß. Will man diesen Text nicht antasten, sondern hält man sich an die 63 Fuß, so muß man den Geist der griechischen Baukunst vergewaltigen, und es entstehen Gebilde, die im besten Falle als ziemlich späte römische Bauten anzusprechen sind (wie auch der neueste Versuch am Maussolleion, über den wir in Anmerkung 3 kurz zu sprechen haben). Man darf der Bauforschung von heute doch wohl vertrauen, daß sie erkennen kann, ob ein Bauwerk in klassischem Griechisch ausgeführt ist oder nicht, so gut wie die Philologie beansprucht, einen Text in gutem attischen Griechisch von einem späten Provinz-

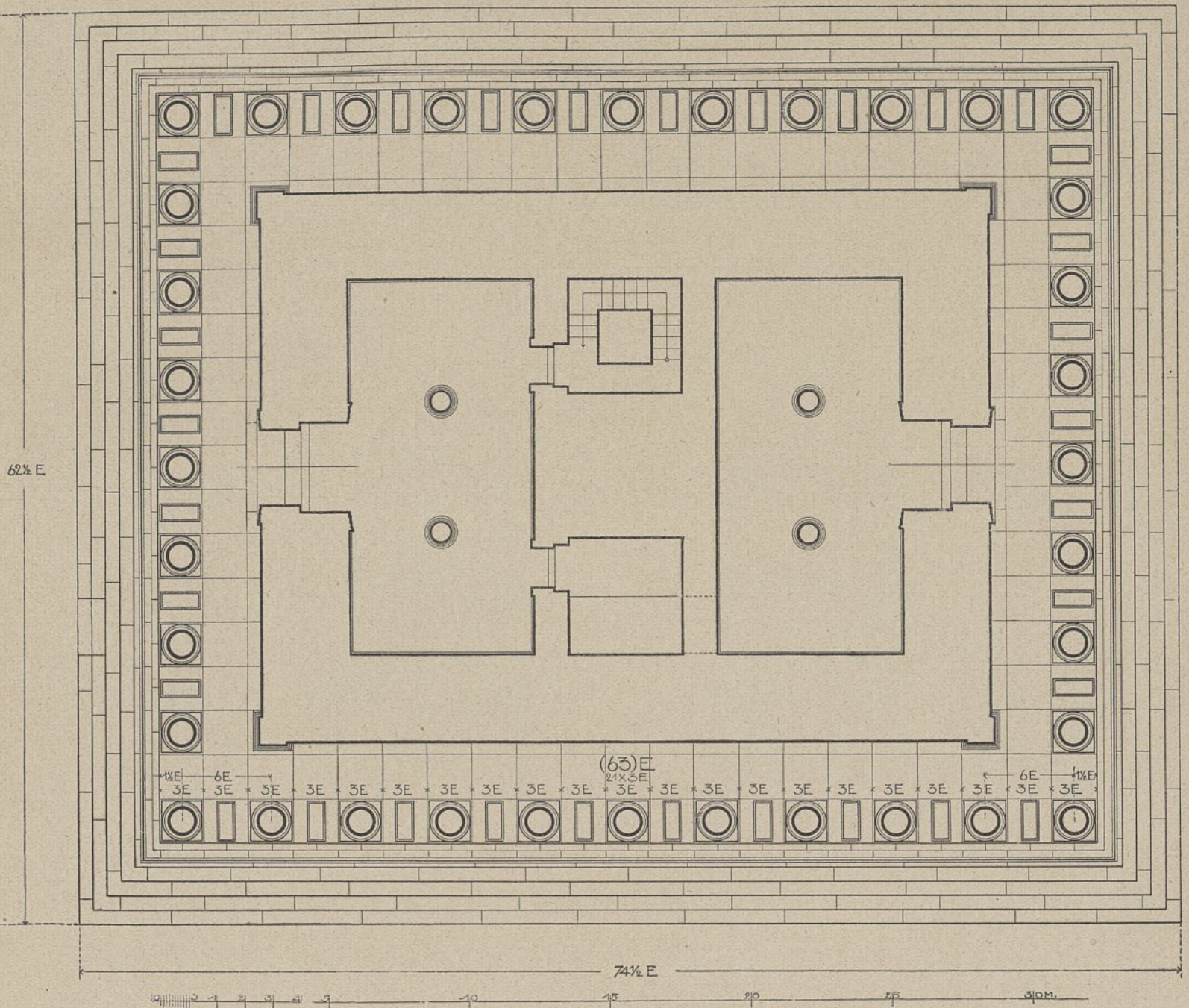


Abb. 5. Das Maussoleion von Halikarnassos. Vervollständigter Grundriß des Pterons.

griechisch unterschieden zu können. Entschließen wir uns aber, einem flüchtigen Schriftsteller einen kleinen Lapsus zuzutrauen, so ergibt sich ein Entwurf von größter Einfachheit, der im übrigen jedes überlieferte Maß erklärt und bei dem jedes an den monumentalen Resten festzustellende Einzelmaß den deutlichsten Zusammenhang mit den großen Maßen zeigt. Führt man das Resultat zeichnerisch aus, so erscheint ein Gebilde, das genau der Art seiner baugeschichtlichen Nachbarn entspricht — Lysikratesmonument, Rundbau von Samothrake u. a. —, das keinerlei Absonderlichkeiten aufweist, freilich neu im Vergleich zu allem vorausgehenden Griechischen ist, weil es den alten orientalischen Gedanken, den Tempel auf hohem Unterbau, zum erstenmal in reinem Griechisch ausspricht und in dieser innigen Verbindung von Orient und Okzident bereits in der Mitte des vierten Jahrhunderts den heraufziehenden Hellenismus verkündigt. (Mehr über die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge s. Anmerk. 4.)

Zum Schluß haben wir uns die Frage vorzulegen, wie weit wir in der Wiederherstellung über den Punkt hinausgehen dürfen, an dem uns die literarischen Angaben und monumentalen Reste im Stiche lassen. Ich glaube, daß uns die Beobachtungen, die wir über das Entwurfsverfahren des Meisters gemacht haben, noch etwas weiterhelfen können. Wir haben gesehen, daß sein Grundriß aus ineinandergeschichteten Rechtecken besteht, deren Seitenverhältnisse schrittweise um die Einheit abnehmen, 5 : 6, 4 : 5, 3 : 4; das letztere gibt die äußere Flucht der Cellawände. Der lichte Innenraum müßte danach mit 2 : 3 folgen, d. h. die Wandstärke betrüge 6 1/2 Fuß, zwar eine besondere Dicke, die wir aber in Anbetracht der hohen Last des Steindaches erwarten dürfen. Wir

wissen außerdem, daß sich in der Mitte dieses Rechteckes ein Pfeiler befinden muß, welcher die Quadriga trägt — deren Kolossalfiguren auf die Spitze eines weitgespannten „falschen“ Gewölbes aus übergekragten Steinen zu stellen, wie es manche Rekonstruktionen tun, widerspricht ebenso sehr unserer Kenntnis griechischer Baukunst wie dem gesunden Menschenverstande. Also der Innenraum, geteilt durch eine Pfeilermasse von 10 zu 12 1/2 Ellen, zerfällt der Länge nach in zwei Räume, für die nun das Verhältnis 1 : 2 übrigbleibt, und es ist nur die Frage, ob mehr der Mittelpfeiler, auf dem das Bild des Königs hoch über seiner Stadt thronen sollte, oder das Bedürfnis nach einem Vorder- und Hinterhause die oblonge Form des Grundrisses hervorgerufen hat, dem ja eigentlich die Gestalt des Aufbaues mit seiner Tendenz zum reinen Zentralbau widerspricht.

Ob es nötig ist, die beiden Räume durch eingestellte Säulenpaare, welche eine Kassettendecke tragen, weiter zu gliedern, lassen wir dahingestellt sein. Erforderlich sind Treppen, allein schon zur Pflege des Bauwerks; sie lassen sich am natürlichsten zu beiden Seiten des Mittelpfeilers anordnen. Wir haben nur einen dieser beiden Räume für eine Treppe verwendet, den anderen als Schacht behandelt, in dem während des Baues die Lasten aufgezogen worden sein können, die man nicht zwischen den Säulen des Pterons hindurchbewegen wollte (s. Abb. 5, 7, 8, 9).

Ein gewisse Bestätigung wird dieser Wiederherstellung zuteil durch die Geschichte seiner Zerstörung, die wir aus Nachrichten und Fundumständen erschließen können. Das Maussoleion stand noch in der Kreuzfahrerzeit aufrecht und kann zunächst nur durch Erdbeben zerstört worden sein. Hierbei ist natürlich der Klotz des Sockels stehen geblieben. Den ersten Gefahrenpunkt boten die

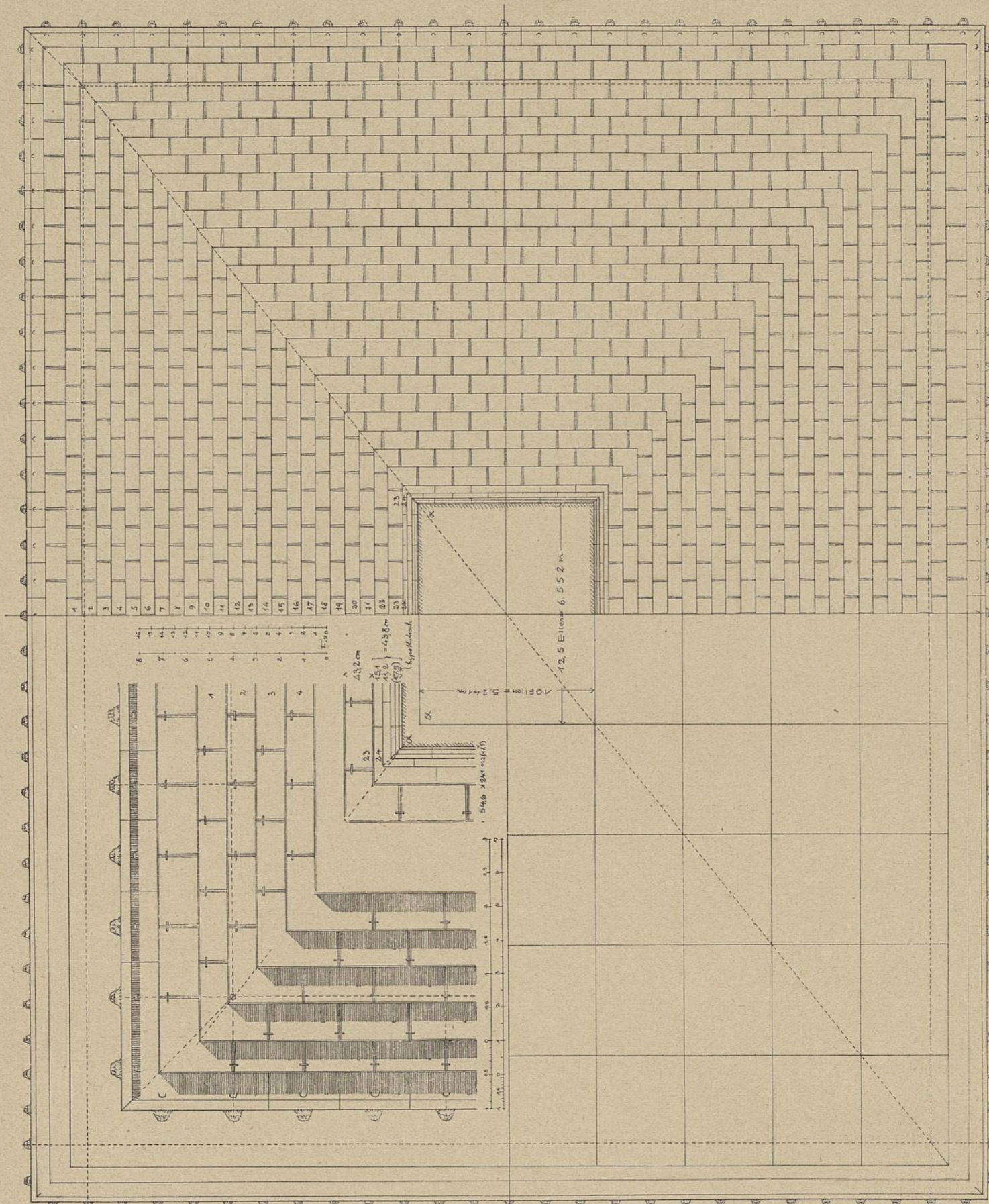


Abb. 6. Das Mausolleion von Halikarnassos. Vervollständigter Dachgrundriß. Darstellung einer Ecke in größerem Maßstabe.

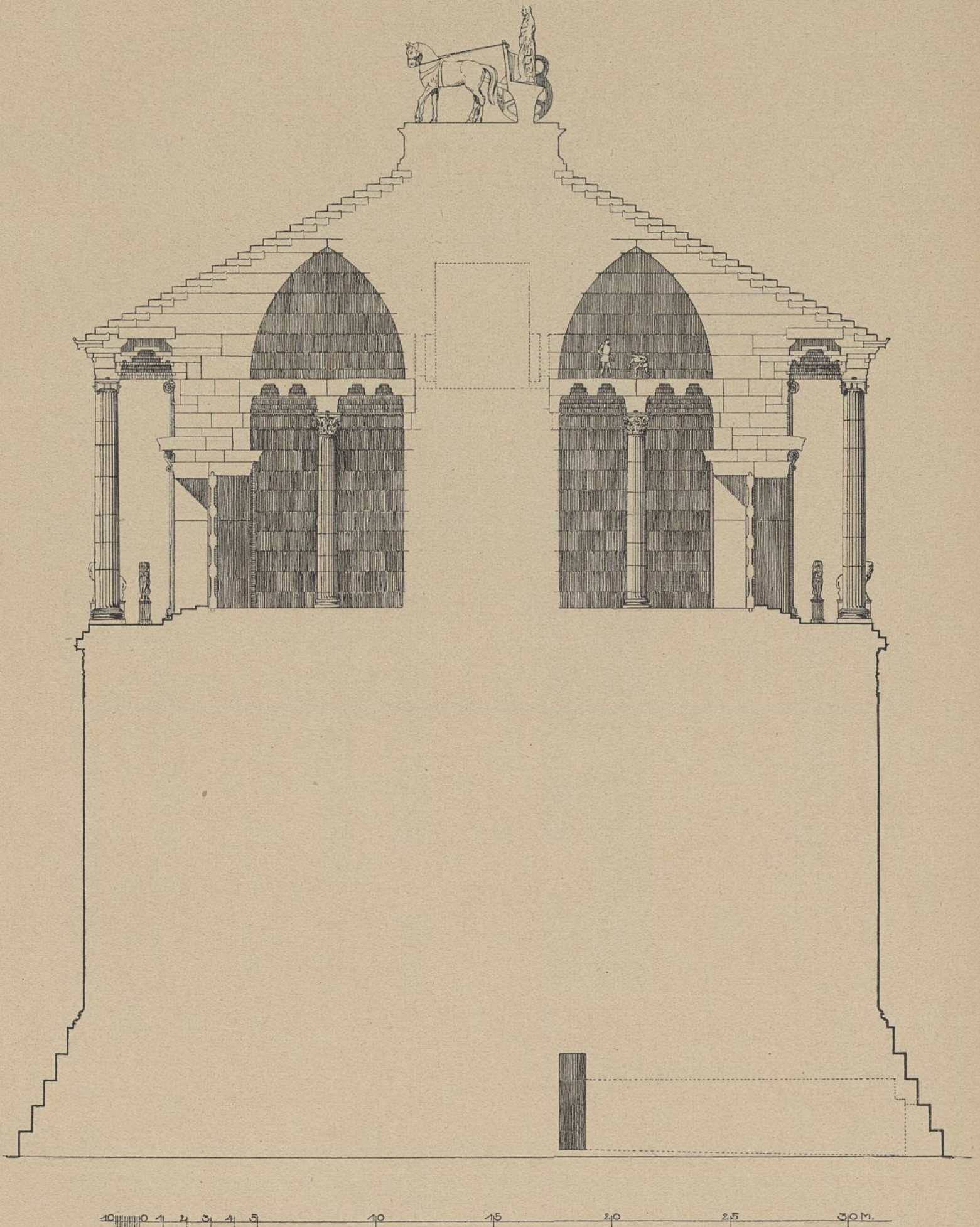


Abb. 7. Das Maussolleion von Halikarnassos. Ost-West-Schnitt.

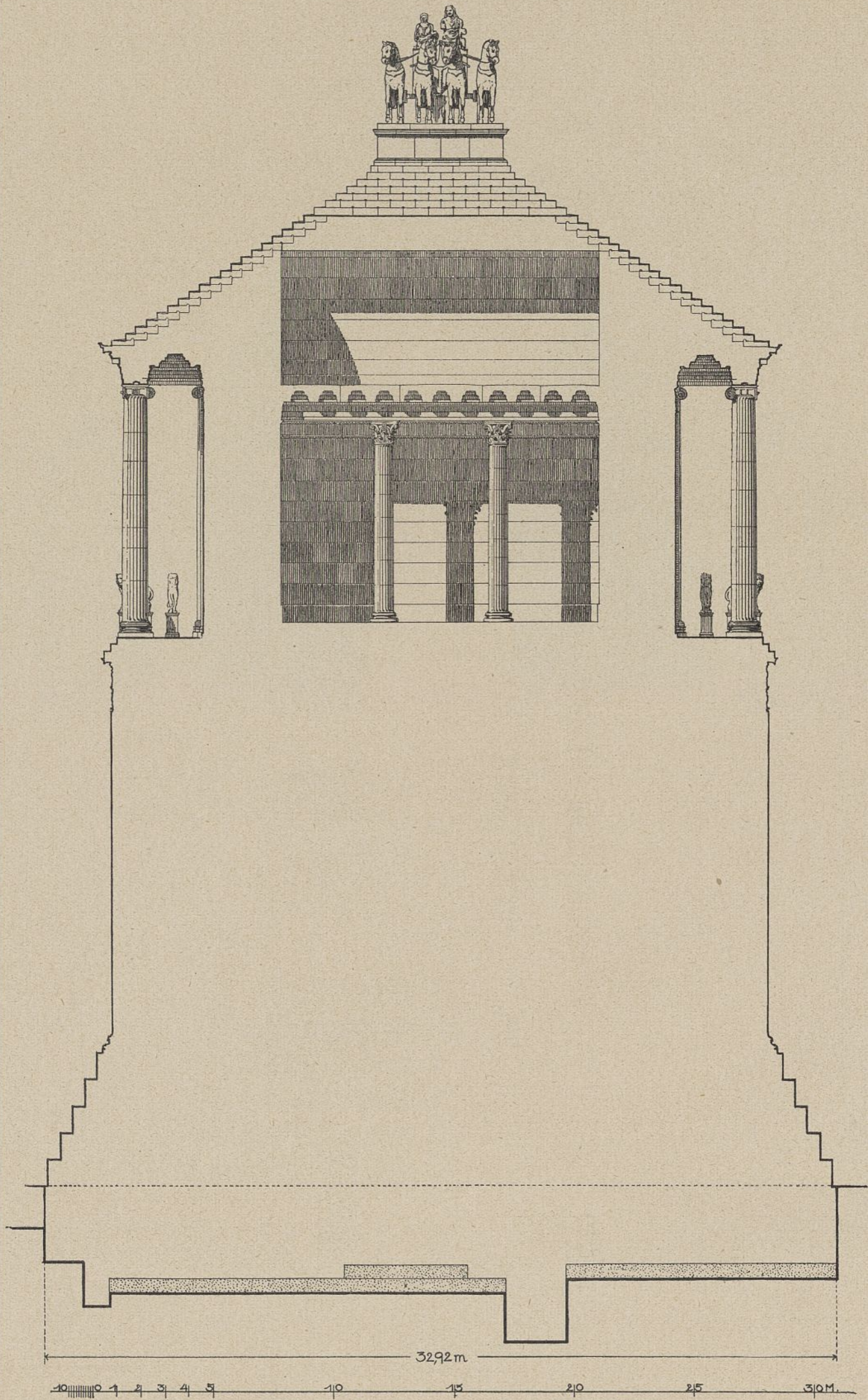


Abb. 8. Das Maussoleion von Halikarnassos. Süd-Nord-Schnitt durch die östliche Cella. Profil der Fundamentbettung.

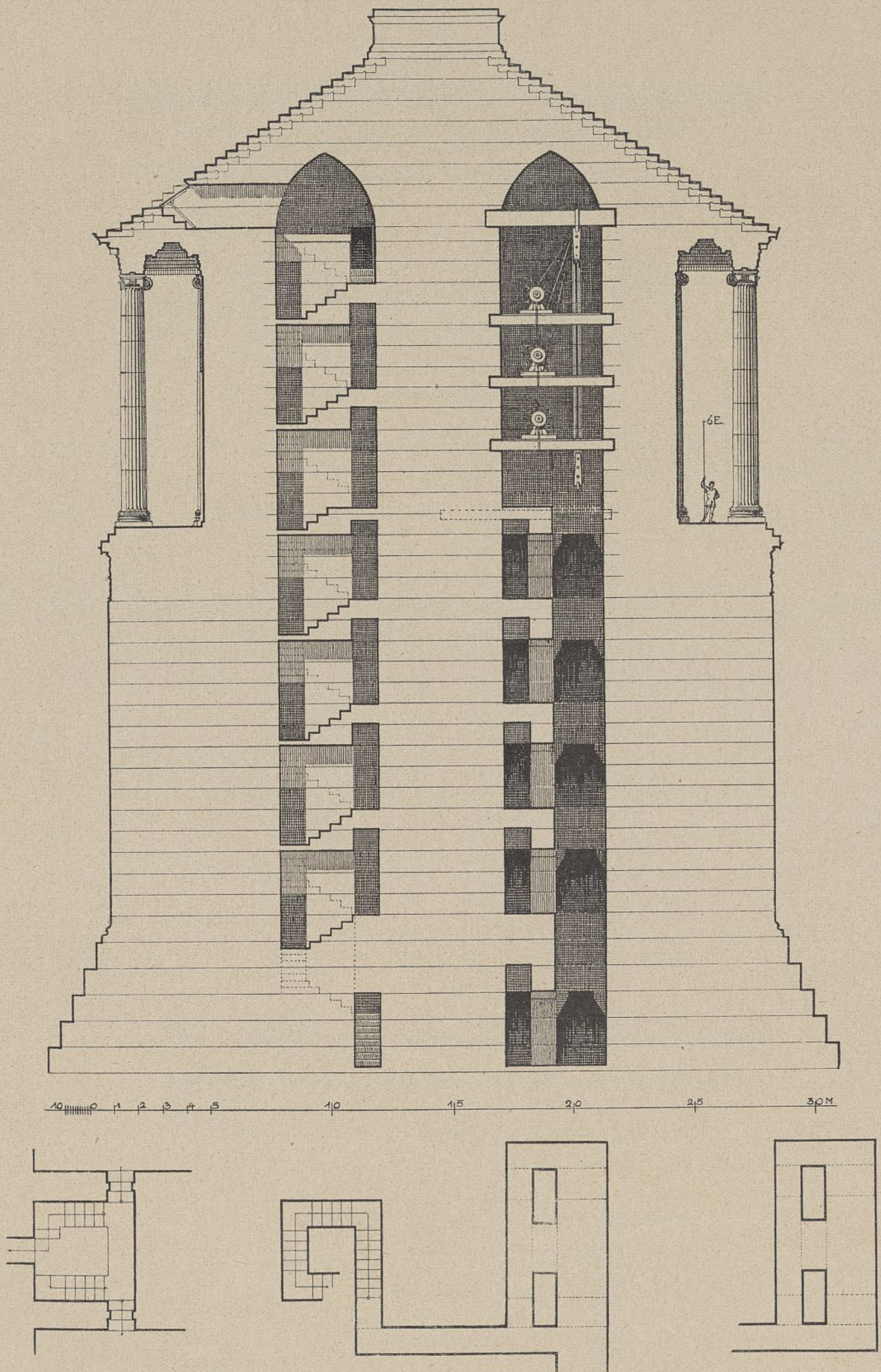


Abb. 9. Das Maussoleion von Halikarnassos. Süd-Ost-Schnitt durch den Mittelpfeiler.

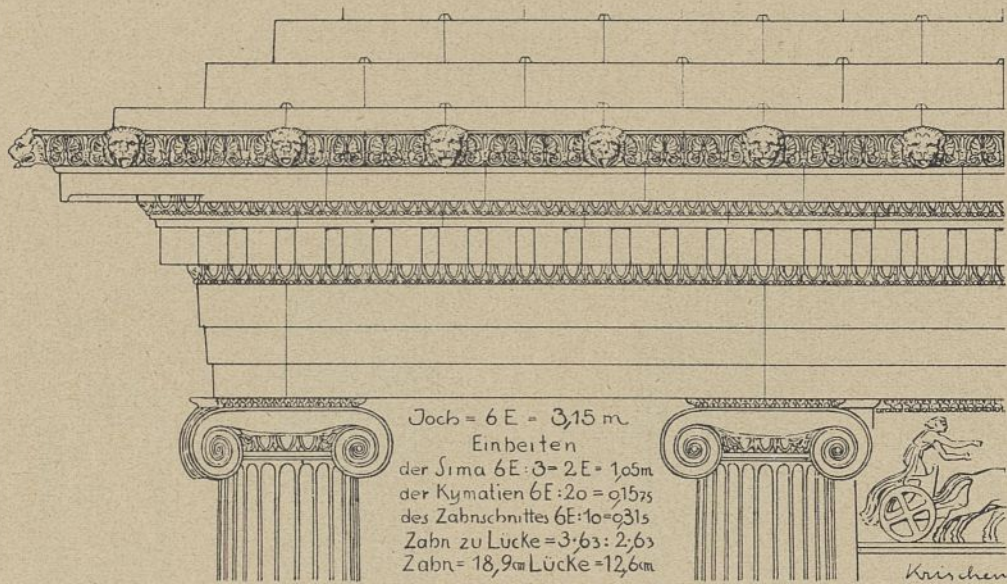


Abb. 12. Das Maussolleion von Halikarnassos. Maßeinheiten des Gebälkes.

Säulen. Sie sind denn auch beim ersten heftigeren Stoß abgeknickt und haben wohl die Oberglieder des Sockels und den Fuß der Pyramide mitgerissen. Von diesen Dingen ist verhältnismäßig viel erhalten, während der nächste Schub, der alsdann fällig war, ein anderes Schicksal gehabt haben muß. Das waren die Cellawände, deren Einsturz ein noch erheblich stärkeres Erdbeben bewirkt haben muß. Dabei mußte der größte Teil des Daches mitfallen. Die alte Sturzlage, die inzwischen schon mit Erde bedeckt und bewachsen war, wurde durch die zweite Zerstörungsmasse vollkommen zugedeckt. Aus irgendwie anderen Zeitumständen heraus ist dieser zweite Teil verschwunden, verbaut oder zu Kalk verbrannt. Erst zuletzt, vielleicht in Jahren völliger Verödung, stürzte der Pfeiler mit der Quadriga und deren Sockel, die ihrerseits der Vernichtung entgingen. Wenigstens erklärt es sich so am natürlichsten, daß gerade alles, was zur Spitze gehörte, in auffällig vollständiger Erhaltung — wenn auch durch den hohen Sturz aufs ärgste zertrümmert, zusammen gefunden worden ist. Schließlich wurden die aufrechten Reste von den Johanniterrittern abgebaut, als sie die Petersfeste errichteten. Und diesem dreigeteilten Ablauf der Zerstörung paßt sich Zug für Zug unsere Wiederherstellung an.

Erwähnt wurde noch nicht die Unterbringung der zahlreich gefundenen Marmorlöwen, die mit dem System des Aufbaues ja auch nur in verhältnismäßig lockerem Zusammenhang stehen. Die einzige Stelle, wo in den Bauten der Periode — Nereidenmonument, Lysikratesmonument, Klagefrauensarkophag — Reihungen von Figuren vorkommen, ist zwischen den Säulen. Figuren auf das Hauptgesims zu stellen, wäre renaissancemäßig. Dort kommen im Griechischen höchstens an den Ecken plastische Bildungen vor in der Art von Akroterien, wie es auch am großen Altar von Pergamon der Fall ist, aber keine Reihungen (s. Abb. 10, 11 auf Taf. 1 u. 2).

Damit scheint mir das Problem so weit geklärt, als es zurzeit möglich ist. Weiterhelfen müßte eine genaue Erforschung der Petersfeste mit ihrem reichen antiken Steinmaterial, Ausgrabungen am Ort

und — eine wirklich ausreichende Veröffentlichung der im Britischen Museum befindlichen Schätze.

Bemerkungen.

1. Literarische und monumentale Grundlagen der Wiederherstellung.

Der Text des Plinius N. H. XXXVI 30 lautet: „Scopas habuit aemulos eadem aetate Bryaxim et Timotheum et Leocharem, de quibus simul dicendum est, quoniam pariter caelavere Mausoleum. Sepulcrum hoc est ab uxore Artemisia factum Mausolo Cariae regulo, qui obiit olympiadis CVII anno secundo. Opus id ut esset inter septem miracula hi maxime fecere artifices. Patet ab austro et septentrione sexagenos ternos pedes, brevius a frontibus toto circumitu pedes CCCCXXX; attollitur in altitudinem XXV cubitis, cingitur columnis XXXVI. Pteron vocavere circumitum. Ab oriente caelavit Scopas, a septentrione Bryaxis, a meridie Timotheus, ab occasu Leochares, priusque quam peragerent regina obit. Non tamen recesserunt nisi absoluto iam, id gloriae ipsorum artisque monumentum judicantes, hodieque certant manus. Accessit et quintus artifex. Namque supra pteron pyramis altitudinem inferiorem aequat, viginti quatuor gradibus in metae cacumen se contrahens. In summo est quadriga marmorea quam fecit Pythis. Haec adjecta CXXXX pedum altitudine totum opus includit.“

In der Uebersetzung: „Scopas hatte Nebenbuhler derzeit in Bryaxis, Timotheus und Leochares, von denen zugleich zu reden ist, weil sie gleicherweise das Mausoleum gemeißelt haben. Ein Grabbau ist das, von seiner Gattin Artemisia dem Mausolos gemacht, dem Kleinkönig von Karien, der gestorben ist in der 107. Olympiade zweitem Jahr. Daß dieses Werk unter den sieben Weltwundern sich befinde, bewirkten am meisten diese Künstler. Es erstreckt sich südnördlich je dreiundsechzig Fuß, kürzer an den Fronten, im ganzen Umfang 440 (411) Fuß. Es erhebt sich zu einer Höhe von 25 Ellen, es wird umgeben von 36 Säulen. Pteron nannte man den

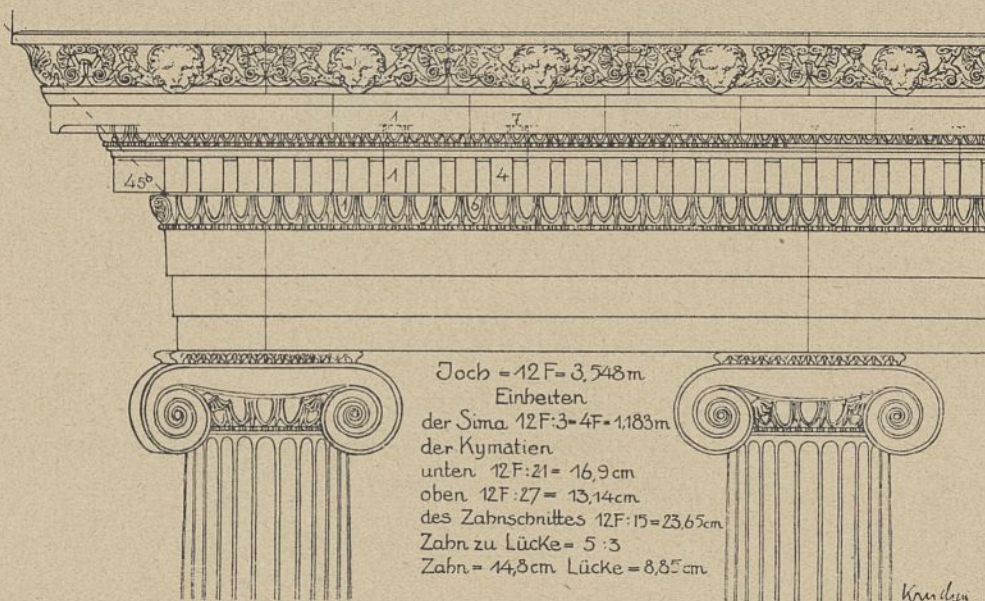


Abb. 13. Athenatempel von Priene. Maßeinheiten des Gebälkes.

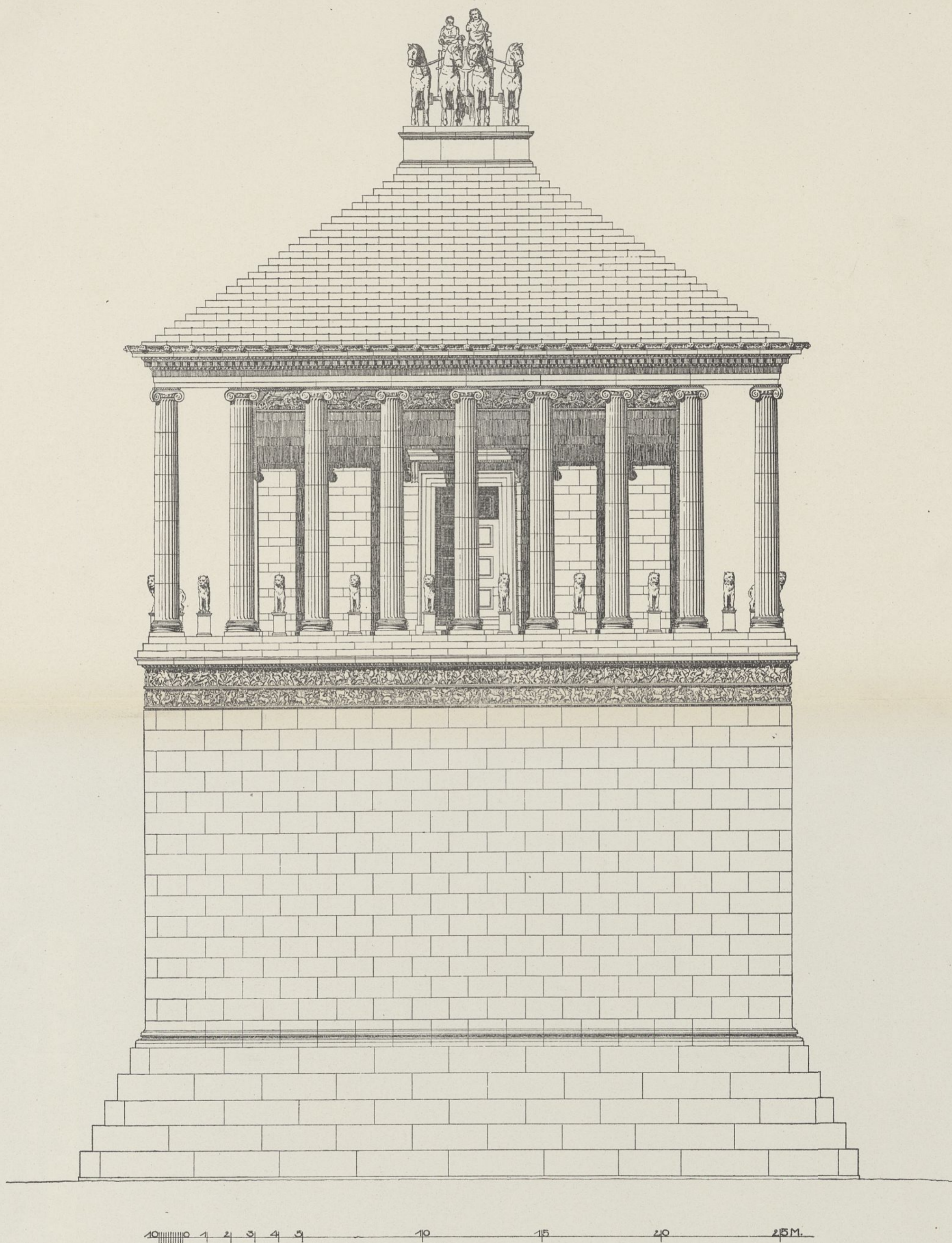


Abb. 10. Das Maussolleion von Halikarnassos. Ansicht von Osten

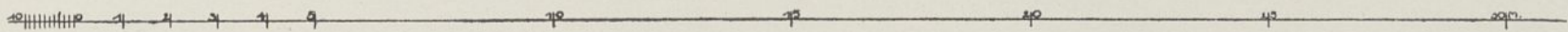
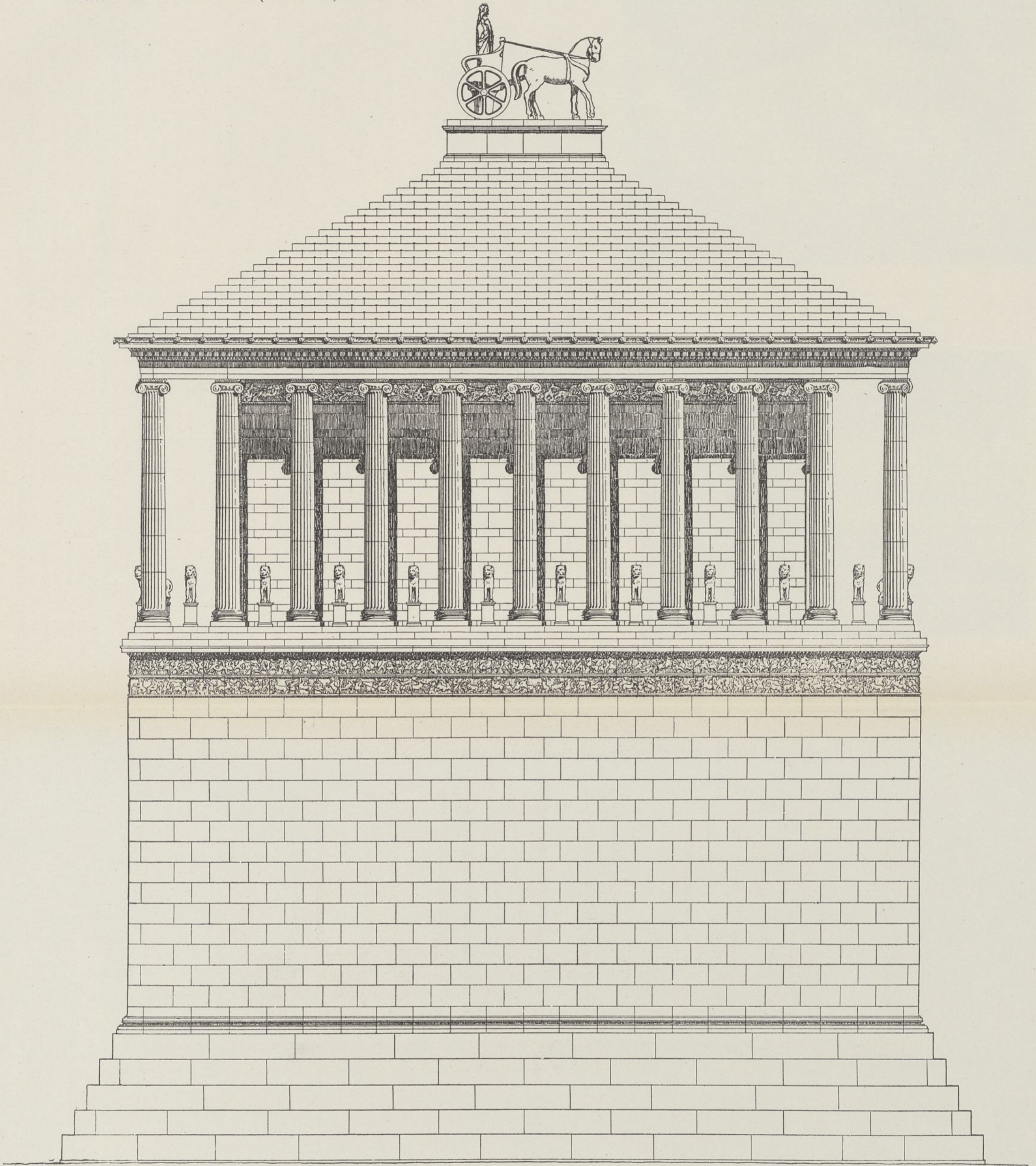
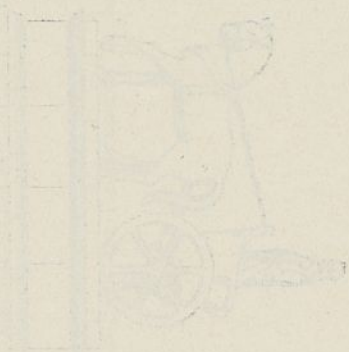


Abb. 11. Das Maussolleion von Halikarnassos. Ansicht von Süden.



11-10 1911 (unintelligible)



Abb. 14. Statue des Mausollos.
Seitliche Bearbeitung und Absprengung.

Umgang (Doppelsinn von circumitus). Im Osten meißelte Scopas, im Norden Bryaxis, im Süden Timotheus, im Westen Leochares; ehe sie fertig wurden, starb die Königin. Danach ließen sie nicht ab, ehe es nicht vollendet war, dies als ein Denkmal ihres Ruhmes und ihrer Kunst bewertend wetteifern sie nunmehr mit ihrer Hände Werk. Es kam noch ein fünfter Künstler hinzu. Nämlich über dem Pteron stellt eine Pyramide eine Gleichheit mit der unteren Höhe her (Doppelsinn von aequat), mit vierundzwanzig Stufen zum Gipfel eines Spitzbaues sich zusammenziehend. Ganz oben befindet sich ein Viergespänn aus Marmor, das Pythis gemacht hat. Kommt dies hinzu, so umfaßt das ganze Werk 140 Fuß an Höhe.“

Ganz unglücklich ist der Satz „patet ab austro et septentrione sexagenos ternos pedes, brevius a frontibus toto circumitu pedes CCCCXXXX“ gefaßt und daher auch die Ursache der seltsamsten unter den vielen verkehrten Herstellungen geworden. Erklären kann ihn nur der Befund des Bauwerkes.

Die Ausgrabung des Engländers Newton hat nun dieser literarischen Ueberlieferung die folgenden Daten hinzugefügt. Erstens am Ort die Bettung des Fundamentes, ein Rechteck von 32,94 m an der Schmalseite, von 38,735 m an der Langseite. Zweitens die marmornen Werksteine des Aufbaues. Das sind die Teile einer ionischen Säulenordnung; die erhaltenen Ecken zeigen, daß die Sima gleichmäßig herumlief und daß Giebel nicht vorhanden waren, wie sie gelegentlich auch in den Wiederherstellungen auftauchen. Bis auf die Sima, die in ihrem Schmuckwerk eine Verbindung von Trauf- und Giebelsima darstellt, ist die Ordnung den normalen kleinasiatischen ionischen Ordnungen von Ephesos, Priene u. a. analog, deren Gebälk aus Sima, Geison, Eierstab, Zahnschnitt, Eierstab und dem Architrav von drei Faszien besteht (s. Abb. 12 u. 13).

Die Teile einer Kassettendecke, bei der je ein großes Feld auf das Säulenjoch kommt.

Dachsteine in Form von Stufen in zwei Aufttrittsgrößen, die sich zueinander verhalten wie 4 : 5 (s. Abb. 6).

Von einer Quadriga Teile ihres Sockels — Stufen von gleicher Höhe, aber geringerer Ausladung als die Dachstufen. Teile der Plinthe. Ueberlebensgroße Pferde, Teile des Wagens und die Figuren, die im Wagen standen, gedeutet als Mausollos und Artemisia; diese ganze Gruppe von Steinen zusammen in Sturzlage gefunden.

Drei Sorten von Friesen ziemlich gleichen Maßstabes, von denen zwei durch Gleichheit des Materials zusammengehören und durch den Sinn ihrer Profilglieder miteinander verbunden werden. Dieser Doppelfries kann nur als Abschluß eines Unterbaus seinen Platz finden, der dritte wird für den oberen Abschluß der Cella wand benötigt. Schließlich vereinzelt Architekturbruchstücke un-



Abb. 15. Statue des Mausollos.
Seitliche Bearbeitung und Untersicht des wagerechten Faltenendes.

bekannter Bestimmung und unzusammenhängende Trümmer verschiedener Skulpturen.

2. Die Statue des Mausollos.

Die Zugehörigkeit der „Mausollos“ genannten Kolossalstatue ebenso wie diejenige einer weiblichen Figur „Artemisia“ zur Quadriga ist meines Erachtens bereits durch die Fundumstände gesichert. Von den gewiß zahlreich im Bezirk des Denkmals vorhanden gewesen Skulpturen sind nur wenige und merkwürdig vereinzelt Trümmer ausgegraben worden, d. h. immer nur ein einziges und gelegentlich gerade ein recht ungefüges Stück von einem Werke. Im Gegensatz dazu fanden sich die beiden obengenannten Statuen aus zahlreichen kleinen Stücken fast vollständig zusammen. Das erklärt sich, wenn man die ersteren Dinge als die traurigen Ueberbleibsel einer gründlichen Zerstörung des leicht zugänglichen Bezirkes, des Themenos, ansieht, der Mausollos und Artemisia durch ihre hohe Aufstellung entgingen. Diese sind mit der Quadriga und dem Sockel zusammen in einer späteren Zeit in die Tiefe gestürzt und gemeinsam damit zerschmettert worden, wie sie denn mit ihnen vermengt gefunden worden sind. Außerdem verrät die Bearbeitung der linken Seite des Mausollos den Anschluß an eine senkrechte, nicht sehr hohe Fläche, die nur dem Wagenkasten angehören kann. Diese Tatsache leugnet noch ganz neuerdings Franz Studniczka in seiner Arbeit über „Artemis und Iphigenie“, Abhandlung der phil.-histor. Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften XXXVII, 77.

Vielleicht ist auf unseren Lichtbildern (Abb. 14, 15) gerade noch erkennbar, daß die seitlichen Gewandfalten der Figur an der fraglichen Stelle außer der endgültigen Glättung der Oberfläche verschiedene Behandlung zeigen. Zunächst eine ordentliche handwerksmäßige Bearbeitung unter einer Falte, die unten horizontal abgeschnitten und wie für einen Anschluß nur am Rande gelättet ist (dies auf Abb. 15 mit der Untersicht zu sehen); schloß an dieser Stelle von unten her ein anderes Gebilde an, so war hier das Gewand verdeckt, brauchte also nicht fertig gemacht zu werden und wurde deshalb nur säuberlich gespitzt, aber nicht geglättet. Wir sehen also, es war damit gerechnet, daß die Figur im Wagen der Quadriga etwas eng stehen würde, was natürlich auch beweist, daß noch eine zweite Figur darin Platz finden mußte.

Die gespitzte Oberfläche ist aber nur ein kurzes Stück abwärts erhalten, dann bis zum Gewandsaum abgeschlagen, und zwar beiderseits einer tiefen Gewandfalte, die als löffelartiger Streifen stehen geblieben ist. Hätte man hier anstücken wollen, wie St. meint, so würde man wahrscheinlich eher ein zusammenhängendes Stück abgenommen haben; d. h. diese wie zufällig stehengebliebene Falten-tiefe würde nicht mehr zu sehen sein. Jedenfalls müßte man für

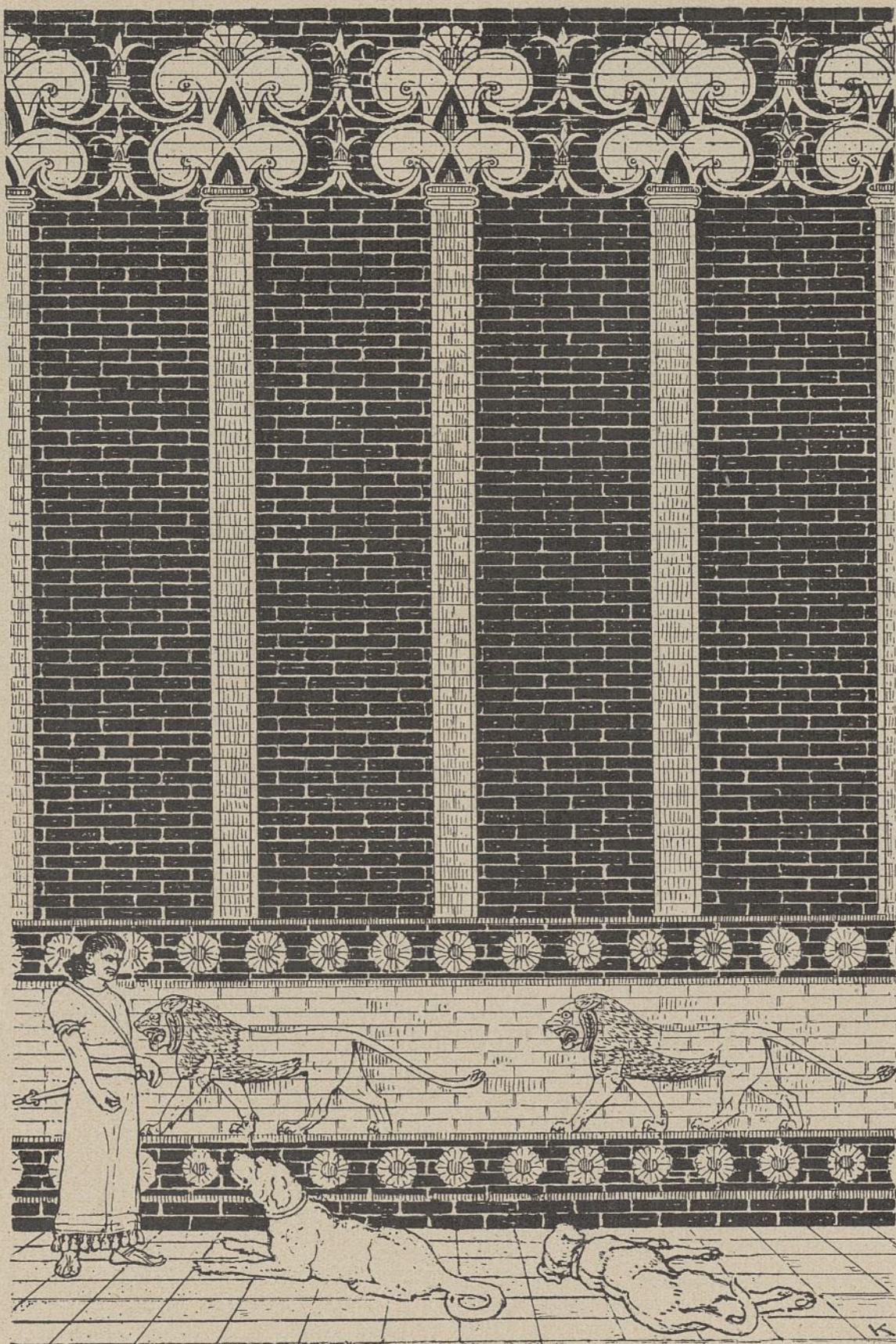


Abb. 16. Babylon. Palast des Nebukadnezar.

glatten Anschluß des Flickstückes gesorgt haben. Hier ist aber ohne jede Sorgfalt einfach nur weggeschlagen worden in einer Weise, die nur ein in technischen Dingen Unbefangener als „Technik“ bezeichnen dürfte; der Handwerker pflügt so etwas „Murks“ zu nennen.

Verständlich wird aber dieses Bild, wenn man sich vorstellt, daß die Statue bereits heraufgezogen war, daß sich der Raum für sie, trotzdem man mit dessen Enge gerechnet hatte, immer noch als zu eng erwies — die weibliche Figur muß schon gestanden haben —, und daß man nun in der Verlegenheit und Eile schnell das Zuviel des Gewandes wegschlug. Anders wäre das Untechnische der Arbeit nicht zu entschuldigen. Natürlich hatte man den Wunsch, die Roheit etwas zu verdecken, und hat von der Rückseite her, da, wo der hintere Faltenbausch an den Kasten anschloß, mit Stuck

verschmiert. Dieser Stuck hat später treibend gewirkt und die Fläche, auf der er saß, abgeblättert. Auch diese Abblätterung ist deutlich an der Statue zu sehen, in Abb. 14 unten rechts. Wer Gelegenheit hat, die Statue oder wenigstens den Gipsabguß zu sehen, wird sich davon überzeugen können. Wir haben den Tatbestand an drei verschiedenen Gipsabgüssen in Berlin, Bonn und Dresden untersucht.

Noch einige Erklärungen zu den Veränderungen, die wir gegenüber unserem früheren Versuch vorgenommen haben. Im Jahrbuch a. a. O. ist die Pyramide mit 26, die Quadriga mit 13 Fuß berechnet. Dabei war die Plinthe zur Pyramide gezogen; man wird sie aber doch wohl eher als notwendigen Bestandteil des Figurenaufbaus ansehen dürfen. Da sie ungefähr einen Fuß Höhe hat, ergibt die Umstellung zunächst das Verhältnis 25 : 14 Fuß; der noch an der

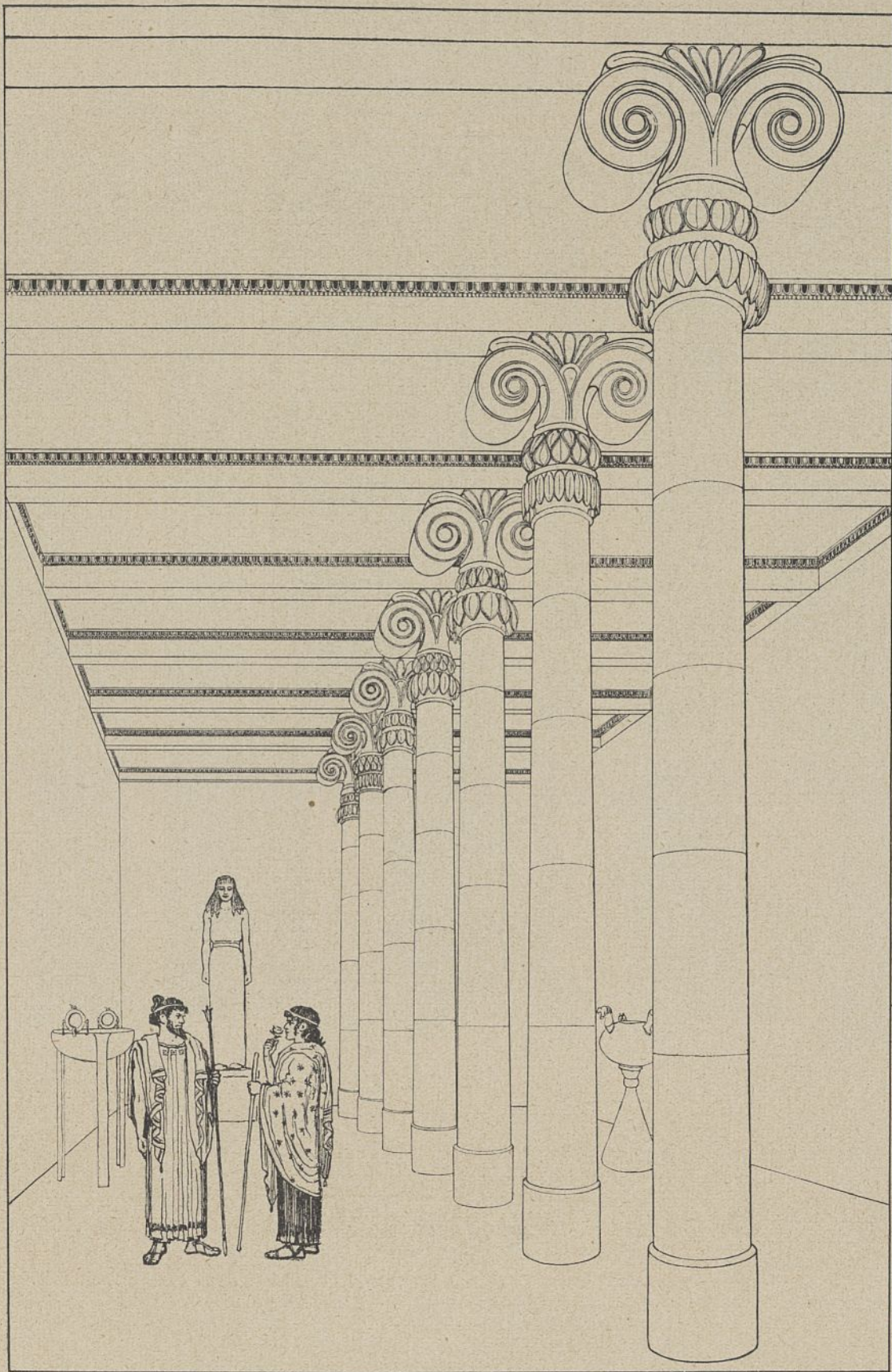


Abb. 17. Neandria. Tempelinneres.

Zahl 15 fehlende Fuß wird gewonnen durch eine nur 1 Fuß höhere Aufstellung des Maussollos, die auch sein Größenverhältnis zum Wagen nur günstig beeinflusst. Dabei ist der Boden des Wagenkastens schräg ansteigend gedacht, und eine solche Abschrägung horizontaler Flächen bei hochangebrachten Plastiken kommt ja seit dem Parthenonfriese auch sonst z. B. an den attischen Grabmonumenten häufig genug vor.

Der aus vielen Bruchstücken wiederhergestellte Maussollos des britischen Museums ist 9 Fuß 10 Zoll englisch = 3,01 m hoch. Das ist a. a. O. als eine Höhe von $8\frac{1}{2}$ Fuß somisch = 3,03 m aufgefaßt worden. Demgegenüber bedeutet die neuere Annahme eines einfachen Zusammenhanges der Figur mit der Gesamthöhe, nämlich als deren Sechzehntel $\frac{140}{16} = 8\frac{1}{4}$ Fuß = 3,06 m so gut wie gar

keinen Maßunterschied — solche Schwankungen halten sich innerhalb der Fehlergrenzen, die der Ausführung und hier noch dazu der erschwerten Wiederherstellung gemäß sind —, sondern lediglich eine Verbesserung der Formel für die notwendig zu erwartende Symmetrie.

3. Einzelne Bemerkungen über die Dachpyramide des Maussolleions.

Die vor kurzem erschienene Wiederherstellung von Ernest J. Mager (The architectural review Vol. LXI Nr. 363, S. 41) gehört zu der langen Reihe von Versuchen, die allein schon durch die Anwendung eines dem Bauwerk fremden Maßsystems und die Unkenntnis der asiatisch-jonischen Bauweise zum Scheitern verurteilt waren. Es erübrigt sich also eigentlich, hier noch auf Einzelfragen

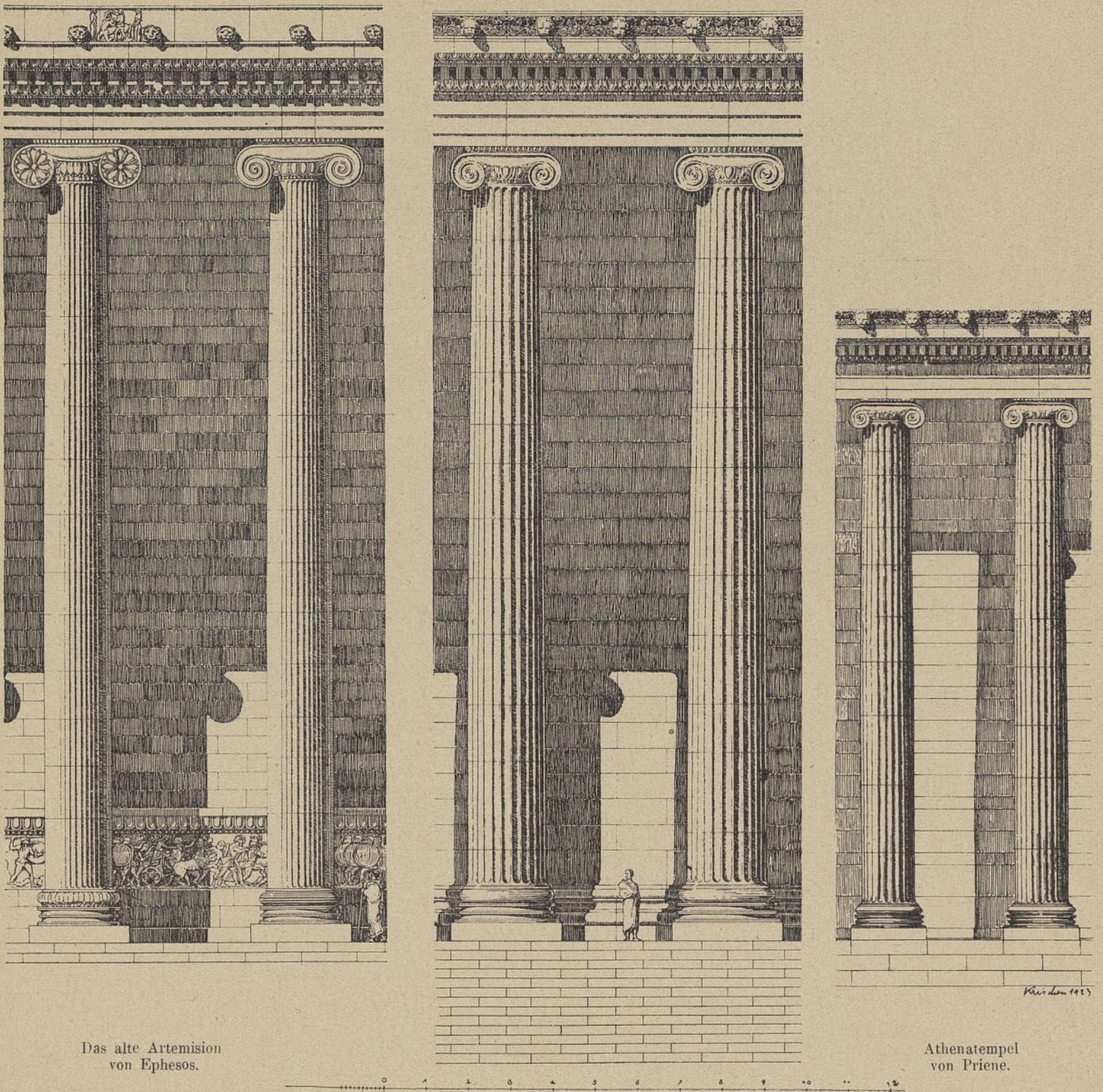
Das alte Artemision
von Ephesos.Das neue Artemision
von Ephesos.Athenatempel
von Priene.

Abb. 18. Die ergänzten Säulenordnungen von Ephesos und Priene.

einzufragen, zumal deren Beantwortung schon durch unsere Ausführungen gegeben ist. Die Lösung einer so schwierigen Aufgabe, wie es die Wiederherstellung des Maussoleions nun einmal ist, kann überhaupt nicht von einer vereinzelter Erwägung aus erfolgen, selbst wenn diese Erwägung richtig und wertvoll sein sollte. Die unbestreitbare Bemerkung Magers, daß J. J. Stevensons Rekonstruktion eine ungesunde Vernachlässigung der Wirkungen und Gefahren des Regenwassers vorzuwerfen sei, hätte ihn an dieser Rekonstruktion irremachen dürfen. Statt dessen glaubt er den gerügten Fehler durch eine archäologische Unmöglichkeit verbessern zu können. Sein Einfall, die Dachstufen des Maussoleions gehörten nicht zu einem Dache, sondern zu einem Sockel, an dem sie nicht in Erscheinung traten, sondern von anderen — übrigens spurlos verschwundenen — Steinen verdeckt waren, ist vielleicht aus der Denkweise eines modernen Technikers zu verstehen, aber mit griechischer Bautechnik unvereinbar. Der Autor vergißt, daß jene Dachstufen zweierlei Bearbeitung zeigen: diejenige einer zu verdeckenden Lagerfläche und diejenige einer freibleibenden Stufe. Dieses Zweierlei wäre sinnlos bei einer vollständigen Bedeckung des ganzen Steines.

Beizupflichten ist ihm darin, daß den genannten Stufensteinen eine große Bedeutung zukommt; dieser Bedeutung würde er aber

durch eine fleißige zeichnerische Statistik besser gerecht geworden sein als durch seinen seltsamen Vorschlag.

Wir möchten hier noch einige Bemerkungen, ebenfalls die Pyramide betreffend, anfügen.

Auf den Simablöcken des Pterons ist die Korrosionsspur der nächsten Schicht erhalten. Die genauen Maße dieser Schicht sind also ebenso von außen wie von innen von der Dachpyramide her festgelegt, und zwar betragen die an der Längsseite 60 cm, an der Schmalseite 47 cm. Das größere Maß zeigt ein von Winter beschriebener und als zur untersten Schicht des Daches gehörig erkannter Stein. Bonn, Jahrb. 1922, Der Aufbau des Mausoleums von Halikarnas (E. Krüger). Man kann nun zweifeln, ob man diese Schicht zum Pteron zählen soll, wohin sie durch das Verhältnis zur Sima gehört, oder zur Pyramide, deren Euthyteria sie gewissermaßen bildet, oder ob man sie bei der Betrachtung des Entwurfes überhaupt vernachlässigen darf. Ich möchte mich jetzt endgültig für die letzte Möglichkeit entscheiden aus folgendem Grunde:

Die genannte Schicht dient der Sima, die eine Flachsicht mit aufgebogenem Rande ist, zur Ergänzung, indem sie mit ihr zusammen erst die um den Dachfuß herumlaufende Wasserrinne bildet. Sie wäre hoch genug gewesen, wenn ihre Höhe genau dem aufgebogenen Rande der Sima entsprochen hätte — und dann brauchte

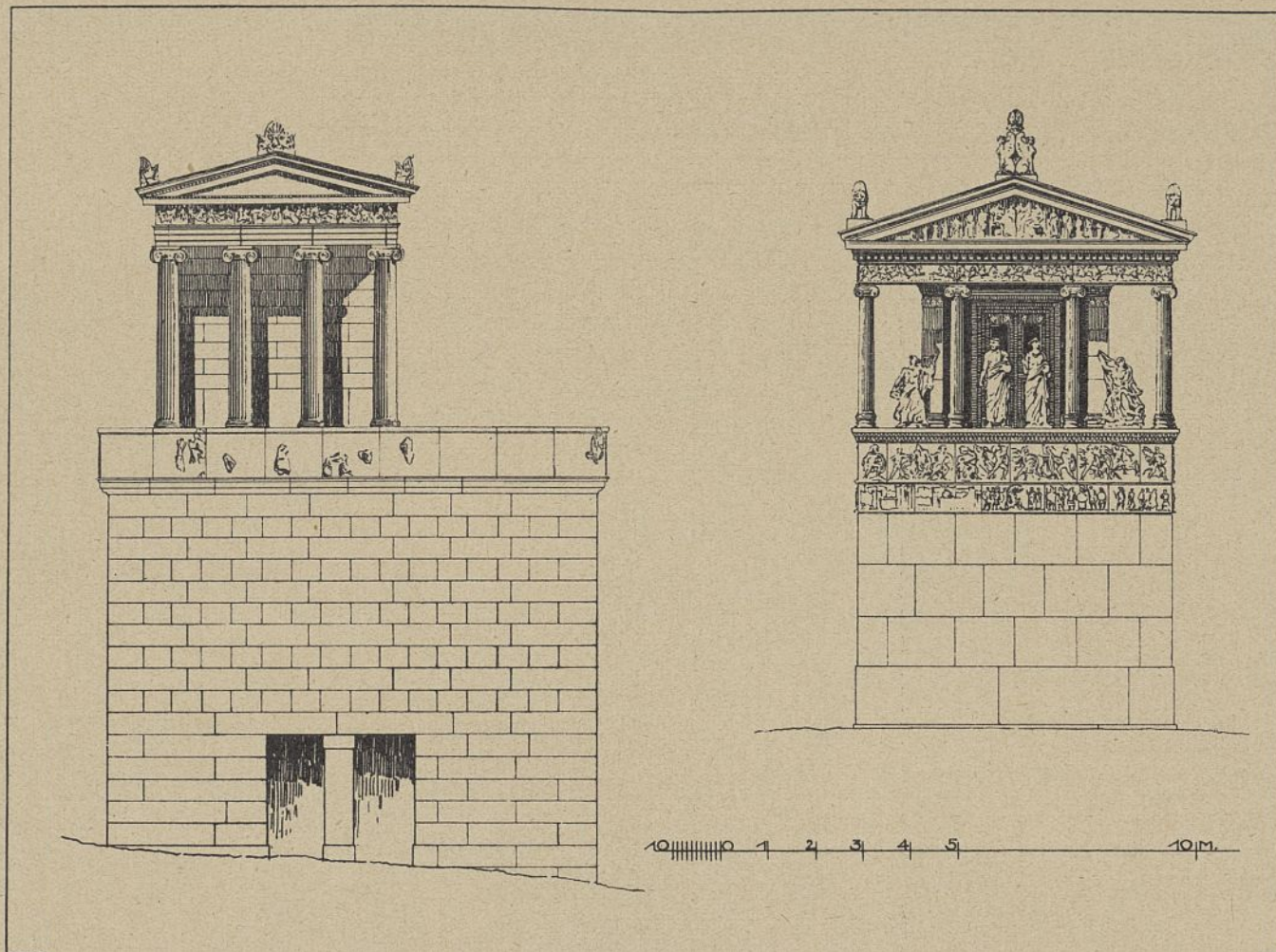


Abb. 19. Nikepyrgos von Athen und Nereidenmonument von Xanthos.

natürlich hier gar keine Rede von ihr sein. Es scheint mir eine Angelegenheit lediglich der Ausführung gewesen zu sein, daß man sie um des gleichmäßigen Steinschnittes willen ebenso hoch wie die eigentlichen Dachstufen machte (s. Abb. 1, 3, 6, 7). Es wäre rechnerisch belanglos, wenn man die kleine Differenz auf die Stufen verteilte und so verschwinden ließe. Das würde aber der praktischen Bedeutung der Symmetrie widersprechen, da die Stufen immer wieder genaue einfache Maße ergeben müssen, nämlich immer drei Stufen $2\frac{1}{2}$ Fuß. So muß diese eine kleine Ausnahme innerhalb des Zahlengefüges hingenommen werden, da sie aber nur bei uns auf dem Papier zu bemerken ist, so kann sie mit Fug und Recht bei der Aufstellung des Entwurfsystems unberücksichtigt bleiben.

4. Entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge.

Wenn wir das Maussolleion in den richtigen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang bringen wollen, so haben wir sowohl die Säulenordnung an sich zu betrachten, wie auch die eigenartige Gebäudeform. Es ist bereits auf die nahe Verwandtschaft zwischen der Ordnung des Maussolleions und derjenigen des Athenatempels von Priene hingewiesen worden, die sich ja hinlänglich durch die beiden Bauten gemeinsame Autorschaft des Pytheos erklärt. Der Athenatempel seinerseits steht dem neuen Artemision des benachbarten Ephesos außerordentlich nahe, so nahe, daß die jüngere Ordnung fast wie eine Kopie des Artemisions anmutet. Tatsache ist, daß die erhaltenen Teile des freilich besonders gründlich zerstörten Artemisions nicht nur dieselbe Formensprache zeigen, sondern auch genau dieselben Maßverhältnisse wie der Athenatempel von Priene, nur daß in Ephesos alle Abmessungen das Anderthalbfache von denen in Priene betragen, d. h. die Einheit ist in Ephesos die attische Elle, in Priene der attische Fuß. Das berechtigt uns, das System von Ephesos nach dem Muster der Pytheosysteme zu ergänzen, so daß wir auch in Ephesos die schlanken Säulen von 10 unteren Durchmessern erhalten.

Eine monumentale Bestätigung dieser Schlankheit der einheimischen jonischen Bauten bietet übrigens das aufrechtstehende System des Didymeions, das bei einer Höhe von 19,70 m (Messung A. v. Gerkans, Herbst 1910) einen unteren Durchmesser von 1,98 m aufweist, das ist mit einem minimalen Ausführungsfehler das Verhältnis 10 : 1.

Vom Neubau des Artemisions ist es nur ein Schritt zu dem archaischen Tempel, den der berühmte Herostratos verbrannte. Auch von dem älteren Gebäude sind nur wenige zersplitterte Reste, wie von dem jüngeren, erhalten, aber sie machen es doch sichtbar

genug, daß der zweite Tempel, abgesehen von den unvermeidlichen Äußerungen des Zeitgeschmacks, sich ganz eng an den ersten anlehnt, daß er ihn zweifellos in allem Wesentlichen genau so wie er war, erneuern wollte. Der Grundriß ist so vollkommen beibehalten, daß man die Reste der alten Säulen und Mauern zum Fundamentkern der neuen machen konnte, die man nur höher als bisher über den Boden hinaushob, und der war gewiß im Laufe der Jahrhunderte, die das archaische Artemision gestanden hatte, nicht unbedeutend gewachsen. Als Merkwürdigkeit sei hier erwähnt, daß der Neubau also im Grundriß — wenigstens als Achsenmaße — die alten jonischen Fußmaße zeigen mußte, während der Aufbau im attischen Fuß geschah. Eine solche Vermischung zweier Maßsysteme, die natürlich recht irreführend wirken kann, scheint mir aus demselben Grunde beim Artemistempel von Magnesia zu herrschen, und zwar haben wir auch da den jonischen Fuß im Grundriß, im Aufriß den attischen; aber von diesen Dingen wäre einmal besonders zu reden.

Kehren wir zum ephesischen Artemision zurück. Wenn selbst so auffällige Besonderlichkeiten, wie die Ummantelung gewisser Säulen durch plastischen Schmuck am unteren Schaftende, beibehalten wurden, so dürfen wir erst recht annehmen, daß, wie im Grundriß, so auch im Aufriß die hauptsächlichsten Maße beim alten und jungen Tempel übereinstimmten. Dabei macht auch ein Wechsel im Maßsystem keine besonderen Schwierigkeiten, da der attische Fuß von 29,57 cm und der altjonische von 35 cm sich ziemlich genau verhalten wie 6 zu 7. Daß die Hauptmaße des neuen Tempels den gemeinsamen Faktor 7 bekommen, wenn wir von Priene ausgehen, nämlich 42 Ellen Säulenhöhe, 7 Ellen Gebälkhöhe, kann die Richtigkeit unserer Betrachtungen bestätigen. Der ursprüngliche Verlauf war natürlich der, daß der archaische Tempel von Ephesos 36 Ellen Säulenhöhe und 6 Ellen Gebälkhöhe bekam, was, ins Attische übersetzt, 42 und 7 gibt, allerdings mit einer kleinen Höhendifferenz zugunsten des neuen Baues, wie es auch in unserer Herstellung (Abb. 18) in Erscheinung tritt.

Daß die alten Säulen im Verhältnis zum Durchmesser noch schlanker werden als die späteren, kann nicht wundernehmen, das wird schon durch die weit ausladende Bildung der Kapitelle gefordert (s. Abb. 18). Dieser letztere Vorgang tritt noch sinnfälliger bei dem ebenfalls sehr altertümlichen Tempel von Neandria in die Erscheinung, wie die Herstellung (Abb. 17) zeigen mag, die auf Grund von R. Koldeweys Untersuchungen (51tes Programm zum Winkelmannsfeste: Neandria von R. Koldewey) gezeichnet worden ist. Ganz nahe stehende Gebilde sind die palmenschlanken Säulen von Persepolis, und noch in der ursprünglichsten Gestalt als Flachdekoration begegnen uns die orientalischen Verwandten der jonischen

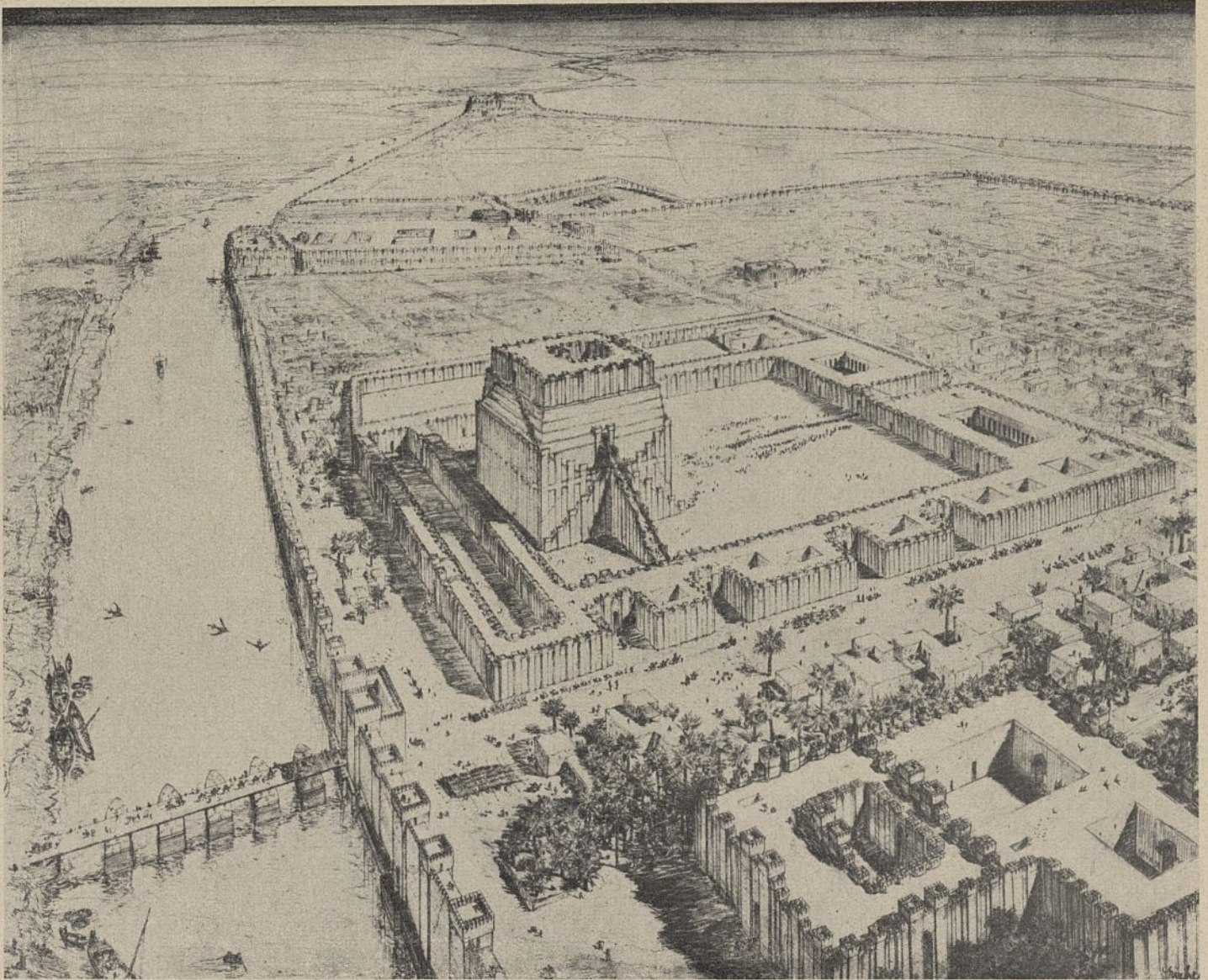


Abb. 20. Der Turm von Babylon.

Säulen am Palaste Nebukadnezars (der „Südburg“ der Koldeweyschen Ausgrabungen, s. R. Koldewey: Das wiedererstandene Babylon, IV. Auflage, Abb. 64, und unsere Abb. 16).

Nicht nur die Schlankheit der Säulen, auch die Art, wie die Friese an ionischen Bauten verwendet werden, weist auf den alten Orient. Der Reliefschmuck der Ephesischen Säulen kommt wahrscheinlich von den figurengeschmückten Säulenfüßen der hetitischen, Hilani genannten Bauten her und hängt aufs engste mit deren Orthostatenreliefs zusammen, für die ebenfalls eine Entsprechung am alten Artemision denkbar wäre — Anzeichen dafür sind vorhanden.

Dieser Weise steht das Maussoleion mit seinen Sockelreliefs nicht allzu fern, wenn wir darin auch mehr eine Ähnlichkeit der Empfindung als einen direkten genealogischen Zusammenhang sehen möchten.

Für unsere Aufgabe mag es genügen, auf den Zusammenhang der Säulenordnung von Halikarnassos mit dem alten Orient hingewiesen zu haben, eine gründlichere Behandlung der Frage würde in eine Arbeit über das Artemision von Ephesos gehören. Betrachten wir uns noch die Gebäudeform, so dürfen wir als letzten Vorläufer des Maussoleions das Nereidenmonument von Xanthos ansprechen, das in kleinerem Maßstabe alle Elemente unseres Bauwerkes enthält, nur daß an Stelle der zentralen Dachform das einfache Giebeldach steht. Für das Nereidenmonument wiederum ist der Zusammenhang mit den attischen Bauwerken des perikleischen Zeitalters leicht nachweisbar, und die Tatsache, daß eine Fülle von besonderen Zügen dieser dorisch-jonischen Mischkunst, die an den attischen Bauten verstreut auftreten, gesammelt am Nereidenmonument erscheinen, beweist dessen spätere Entstehung, die etwa um die Wende zwischen fünftem und viertem Jahrhundert anzusetzen sein mag (s. F. Krischen: Der Aufbau des Nereidenmonumentes von Xanthos, Athenische Mitteilungen, XXXVIII 1923, S. 69 ff.).

Diese Beziehung zu Athen gibt uns den Hinweis auf das nächste Entwicklungsglied aufwärts in der Ahnenreihe.

Wir möchten es im Niketempel, und zwar in seiner Verbindung mit dem Pyrgos, erblicken, der ja in ähnlicher Weise wie der Sockel beim Maussoleion und Nereidenmonument seinen oberen Abschluß durch ein Reliefband gefunden hat. Freilich ist die Verbindung von Sockel und Säulenordnung beim Niketempel noch Zufall — aber der entscheidende Schritt zur Zweigeschossigkeit ist getan, noch unbedeutend erscheint sie in Xanthos und wird zum ersten Male in monumentaler Weise gestaltet in Halikarnassos (s. Abb. 19, 10).

Wollen wir, entsprechend der Herkunft der Säulenordnung, für den Gebäudetyp nach orientalischen Vorfahren suchen, so bietet sich eine Analogie in den mesopotamischen, Zikkurat genannten Bauwerken, in jenen Tempeln auf hohen Unterbauten, wenn wir annehmen, daß R. Koldeweys Auffassung von diesen Monumenten die richtige ist (s. Abb. 20). Wir haben die Zikkurat von Babylon, den babylonischen Turm, auf Grund der Koldeweyschen Hypothese in unserer Abbildung (20) gegeben.

An alle solche Beziehungen zum Orient denken wir, wenn wir das Maussoleion von Halikarnassos, dieses Grabdenkmal eines orientalischen Fürsten in griechischer Formensprache, diesen altorientalischen Baudanken, verkörpert von einem Hellenen, Vorläufer des Hellenismus nennen.

5. Zu den Abbildungen.

Die Zeichnungen zu diesem Aufsatz, soweit sie nicht vom Verfasser herrühren, sind zumeist von seinem derzeitigen Assistenten, Dipl.-Ing. Fritz Hofmann, nach seinen Angaben gezeichnet (s. Abb. 1—5, 7—11 und 19). Ich möchte nicht unterlassen, ihm auch an dieser Stelle meinen Dank für seine hingebende und verständnisvolle Mitarbeit auszusprechen. Abbildung 17 ist eine Studienzeichnung meines ehemaligen Schülers Dipl.-Ing. Fritz Ulrichs, Aachen.

Die Photos (Abb. 14, 15) verdanken wir der Güte von Prof. Dr. Bruno Schröder, Direktor des Albertinums.

Ein vergessenes Mosaik-Bildnis Theoderichs des Großen in Ravenna.

Von Regierungs- und Geh. Baurat Prieß in Koblenz.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.)

Nachdem in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift einige Bauten Theoderichs d. Großen durch den Unterzeichneten behandelt worden sind, dürfte ein vortreffliches, bisher unbekanntes oder verkanntes Bildnis dieses großen germanischen Herrschers, des Dietrich von Bern der deutschen Heldensage die Leser dieser Zeitschrift auch interessieren. Es soll uns daher hier beschäftigen.

Bisher war seit dem Jahre 1894 nur ein Bildnis Theoderichs nach einer einzigen, damals erst aufgefundenen Goldmünze bekannt, das Pfeilschifter in seinem Werke — Theoderich der Große, Mainz 1910. Seite 85 u. 130 — im doppelten Maßstabe der Münze bringt, und welches danach in Abb. 1 hier wiedergegeben ist. Theoderich ist auf der Vorderseite dieser Münze dargestellt, wie er die rechte Hand begütigend, beschwichtigend oder friedebringend erhebt, während die Linke eine kleine Statuette einer auf einer Kugel schwebenden Viktoria hochhält. Durch die Vergrößerung auf den doppelten Maßstab erscheint natürlich einiges auf dem Bilde etwas roher gearbeitet, als dies in Wirklichkeit der Fall sein wird. Die Umschrift lautet: Rex Theodericus pius princis. Letzteres Wort bildet wohl schon den Uebergang vom lateinischen „princeps“ zu unserem deutschen „Prinz“, wie dies auch schon von anderen angeführt worden ist. Der König ist bartlos und ohne Krone oder Helm dargestellt. Lange Locken, unten gleichmäßig nach einer fast wagerechten Linie abgeschnitten, umgeben ringsum das Haupt.

Das Bildnis ist recht gut gearbeitet, z. B. auch in der Modellierung der Wangen und des Kinnes. Jedoch sind die Hände und die Unterarme zu klein geraten, wohl in der Absicht, das Haupt des Dargestellten um so mehr hervortreten zu lassen. Für eine Zeit, die perspektivische Regeln noch kaum kannte, wird eine Verletzung dieser Regeln wohl auch weniger störend gewirkt haben, als dies heute für uns der Fall ist.

So wertvoll nun einerseits dieses einzige Bildnis Theoderichs auch für uns sein mag, so erregt es doch andererseits gerade den Wunsch nach anderen, größeren und besseren Bildnissen dieses hervorragenden germanischen Herrschers.

Um ein solches aufzufinden, bedarf es zunächst des Umweges über einige Bildnisse Justinians, des mächtigen byzantinischen Herrschers, der Theoderichs Gotenreich nach dessen Tode vernichtete und alle an ihn gemahnenden Erinnerungen und Bildnisse nach Möglichkeit zerstören ließ.

Die Abb. 2 nach Pfeilschifter, S. 87, gibt zunächst ein Bildnis Justinians gleichfalls nach einer Goldmünze mit einer Umschrift wieder, die nach Auflösung der Abkürzungen wohl zu lesen ist als: D(omi)n(us) Justinianus p(ater) p(atriciae) aug(ustus). Der Kopf ist nicht ganz von vorne, sondern ein wenig von der Seite gesehen und zeigt unter einem reichgeschmückten Helm den ungemein energischen Gesichtsausdruck eines sehr tatkräftigen und willensstarken Herrschers. Die rechte Hand hält einen Speer, während ein Schildrand hinter der linken Schulter emportaucht. Die kriegerische Ausstattung paßt also zum Gesichtsausdruck.

Was betreffs der Modellierung des Gesichtes und der Kleinheit der Hände oben über Theoderichs Bild gesagt ist, gilt auch für dieses Bildnis Justinians. Bei beiden ist ferner der Mantel über der rechten Schulter durch eine Agraffe mit kreisrunder Scheibe zusammengehalten, von der einige Anhänger herabhängen. Ferner ist bei beiden Münzen auf der Rückseite durch die Buchstaben CONOB die gleiche Münzstätte angegeben, der sie beide entstammen, wie

dies auch Pfeilschifter schon anführt. Hiernach wird man für beide Münzen mindestens dieselbe Bildhauer- oder Prägerschule bzw. Werkstätte, wenn nicht denselben Künstler als Ausführenden annehmen dürfen. Ein zweites Bildnis Justinians, diesmal in Mosaik, und einschließlich der Köpfe seiner Begleiter charakteristisch und ausgezeichnet gearbeitet, findet sich in den Wandmosaiken von San Vitale in Ravenna vor und ist hier als Abb. 7 wiedergegeben.

Ein drittes Bildnis desselben Herrschers zeigt sich, als Porphyrykopf gearbeitet, auf der Marmor-Balustrade, welche die Vorhalle von San Marco in Venedig über den Bögen des Untergeschosses abschließt und welches Glück in seinem Werke¹⁾ gleichfalls mit dieser Namensbezeichnung bringt (Abb. 3).

Es ist schon seit langem allgemein bekannt, daß in früheren Zeiten die Schiffe der Venetianer, aus den Küstenstädten der Adria und des Mittelmeeres zurückkehrend, alle möglichen architektonischen und bildhauerischen Schmuckstücke zusammengetragen haben, welche die Venetianer dann für die Ausschmückung ihres Nationalheiligtums, der Markuskirche in Venedig, verwendeten. Auf diese Weise wird dieser Porphyrykopf auch hierher gekommen sein.

Wenn wir uns oben schon über die Arbeit bei den Bildnissen Justinians in Gold und farbigem Mosaik nur lobend aussprechen konnten, so ist dies erst recht der Fall bei diesem Porphyrykopf. Er stellt geradezu ein Meisterwerk in diesem harten, schwer zu bearbeitenden Werkstoffe dar. Die Modellierung der Stirn, der Wangen, der Lippen, des Kinns usw. ist meisterhaft durchgeführt. Bei den Augen hat der Künstler durch die vertiefte Ausführung des Augensterns noch einen besonderen Kunstgriff angewendet, so daß man sich durch diese Augen förmlich angeblickt fühlt (vgl. Abb. 3).

Der ganze Charakter eines energischen, willensstarken Herrschers tritt uns in diesem Bildnis höchst lebendig entgegen.

Diese drei Bildnisse Justinians gleichen sich untereinander durchaus und können niemand anders darstellen als dasselbe Urbild. Bei allen dreien findet sich dieselbe Kopf- und Gesichtsform, dieselbe Nasenbildung, der kleine Mund und die entschiedenen Gesichtszüge an Nasenflügeln, Kinn und Stirn, die energisch gezeichneten Augenbrauen und das gerade, scharfe Anblicken der Augen.

Alle diese Züge treffen dagegen nicht zu bei einem Mosaikbildnis, welches sich in Ravenna in der ehemaligen Hofkirche Theoderichs d. Gr., jetzt Sant' Apollinare nuovo genannt, befindet, und welches hier als Abb. 5 dargestellt ist. Trotzdem zeigt dieses Bildnis über dem Kopfe die klare Bezeichnung „Justinian“ in Mosaik auf Goldgrund, welche aus Abb. 5 allerdings kaum zu ersehen ist. Es ist daher hier noch dasselbe Bildnis in etwas anderer Belichtung (Abb. 4) beigelegt, auf welchem die Inschrift und auch der Kopf noch besser zu ersehen sind. Dieses Bildnis befindet sich jetzt in einem Marmorrahmen, und die Inschrift auf diesem sagt in lateinischer Sprache klar und deutlich aus, daß dieses Bildnis des Kaisers Justinianus, in Mosaikarbeit gefertigt, im Jahre 1863 (von einer anderen Stelle) auf diesen, freier liegenden Platz übertragen worden sei.

¹⁾ H. Glück, Die christliche Kunst des Ostens. Berlin 1923. Tafel 33. Vom Verfasser ist dieser Porphyrykopf schon im Jahre 1916 d. Bl. S. 345 behandelt worden. Er wurde dort aber irrtümlich als Kopf Theoderichs angesehen, da die ausgezeichnete Aufnahme des Kopfes in voller Vorderansicht wie bei Glück, ihm damals noch nicht bekannt war.



Abb. 1. Bildnis Theoderichs nach einer Goldmünze vergrößert (Nach Pfeilschifter).



Abb. 2. Bildnis Justinians nach einer Goldmünze (Nach Pfeilschifter).

Bei diesem Mosaikbildnisse stellt sich nun aber die Schädel- und Gesichtsform in schönem, hochgestelltem Oval ganz anders dar, als in den drei vorher gegebenen Bildnissen Justinians (Abb. 2, 3 u. 7), wo die Höhe des Gesichts und Schädels schon mehr der Breite gleichkommt. Das Mosaikbildnis aus Theoderichs Hofkirche (Abb. 4 u. 5) erinnert in Schädel- und Gesichtsform dagegen ganz an das gegebene Goldmünzenbild dieses Herrschers (Abb. 1). Beim Mosaikbilde erheben sich ferner die Augenbrauen vom breiten Rücken der edelgeformten Nase in schönem Schwunge ebenso wie bei Abb. 1. Die Augen sind weit geöffnet. Der Gesichtsausdruck ist als nachdenklich, ernst, vielleicht auch als etwas schwermütig-melancholisch zu bezeichnen, wie dies wohl gerade bei einem germanischen Charakterkopfe vorkommen kann. Bei Justinians Porphyrköpfe und den anderen Bildnissen trennt dagegen die in Augenbrauenhöhe gelegene Stirnfalte mit den Augenbrauen zusammen den Nasenrücken gänzlich von der Stirn. Von einem bogenförmigen Hochschwungen der Augenbrauen vom Nasenrücken aus kann daher hier gar keine Rede sein. Nach dem Gesichtsausdruck kennt der Träger dieses Kopfes keine schwärmerischen und weichen Gefühle.

Ferner stellt der eine Kopf (Abb. 5) sich offenbar als der eines Herrschers von blondem, germanischen Typus, der andere (Abb. 7) als solcher eines Herrschers von brünettem, südlichen Typus dar. Beim einen (Abb. 4) zeigen sich die hellen Haare auf der Stirn unter dem Diadem in regelmäßigen Locken wie bei der Goldmünze (Abb. 1); beim andern zeigen sich an derselben Stelle die dunklen Haare des Trägers dagegen in kurzen, abgeschnittenen Strähnen.

Kurzum, die beiden Mosaikbildnisse stellen offenbar trotz der irreleitenden Inschrift nicht dasselbe Urbild, sondern zwei ganz verschiedene Menschen dar, wie man dies eigentlich beim ersten Anblick sofort erkennt, während die Darlegung in Worten sich schwieriger und umfangreicher gestaltet, wie das Obige nachweist²⁾.

Das Mosaikbild in Theoderichs ehemaliger Hofkirche kann nun nach dem Orte seiner jetzigen Aufbewahrung sowie nach den oben geschilderten Gesichtszügen des Abgebildeten gewiß niemand anders als diesen Herrscher selbst darstellen. Der vorgeschobene mächtige und muskulöse rechte Oberarm erinnert auch daran, daß Theoderich in Sage und Geschichte

²⁾ Da die Gegensätze bei einem etwas größeren Kopfbilde Justinians noch schärfer hervortreten, so ist ein solches als Abb. 6 nach einer anderen Aufnahme hier noch beigelegt. Die Photographien stammen teils von Alinari-Rom, teils von Ricci-Ravenna.



Abb. 3. Porphyrkopf Justinians von der Marienkirche in Venedig (Nach Glück).



Abb. 4. Sogenanntes Bildnis Justinians. Ausschnitt des Mittelstückes aus Abb. 5.

mit hervorragenden Körperkräften ausgestattet erscheint.

Die Mosaiken in Theoderichs Hofkirche und anderen ravennatischen Bauten sind nun bekanntlich im Laufe der etwa 14 Jahrhunderte ihres Bestehens einer ganzen Reihe von Umarbeitungen, Ergänzungen und Wiederherstellungen unterzogen worden, teils um sie den Strömungen der jeweiligen Zeitrichtung anzupassen, teils um sie von den Schäden der Zeit, von Erdbeben usw. wiederherzustellen. Bekannt ist, wie hierbei der lange Zug der Männer vom Gefolge Theoderichs, der auf der einen Längswand seiner Hofkirche in Mosaik dargestellt war, und der Zug der Frauen und Jungfrauen auf der anderen Seite durch einige Umarbeitung und durch Beischrift neuer Namen zu christlichen Heiligen der byzantinischen Kirche umgewandelt worden sind. In dem Mosaikbilde von Theoderichs Königspalast (Abb. 8) sind hierbei ferner die zur Herrscherfamilie gehörigen Personen, die in den drei Bögen des Mittelbaues, und ebenso die Personen seines Hofstaates, die in den sechs Bögen der Seitenflügel standen, entfernt und durch Vorhänge ersetzt worden, wie dies die Abbildung nachweist. Die Spuren der ehemaligen Köpfe über den Vorhangstangen und einige Hände auf den Säulen — der dritten von links und der zweiten von rechts — sieht man noch heute in dem Mosaik. Ebenso ist rechts die menschliche Figur, die in dem Tore der Stadt Ravenna — auf dem Bilde mit der Ueberschrift „civitas Ravenn.“ bezeichnet — stand, und die wohl die Personifikation der Stadt Ravenna darstellte, entfernt worden. Sie ist aber jetzt noch in den Umrissen innerhalb der Goldmosaikfüllung einigermaßen zu erkennen. Links (Abb. 8) ist der letzte der Männer aus dem jetzigen Zuge der Heiligen zu ersehen, der nach der Ueberschrift über ihm jetzt einen Sanctus Sabinus darstellt.

Bei einer dieser Umarbeitungen der Mosaiken in Theoderichs Hofkirche oder bei der obenerwähnten Uebertragung des Bildnisses im Jahre 1863 mag nun auch — sei es irrtümlich oder absichtlich falsch — der Name Justinian über Theoderichs Bild angebracht worden sein. Der Glanz des Goldgrundes hinter den Namensbuchstaben erscheint infolge der Aenderung auch etwas dunkler als weiter unterhalb, wie dies auch wieder aus Abb. 4, wenn auch nicht so klar wie in Wirklichkeit, zu ersehen ist. Auch die Buchstaben des Namens „IVSTINIAN“ erscheinen zu modern und korrekt ausgeführt.

Wenn Goetz³⁾ die beiden sogenannten Justinianbildnisse in S. Vitale und in der Hofkirche (Abb. 5 und 7) miteinander vergleicht, so kommt auch er schon zu dem Urteil: „Eine Aehnlichkeit zwischen

³⁾ Walter Goetz, Ravenna. Aufl. II. Leipzig 1913, S. 56.



Abb. 5. Sogenanntes Bildnis Justinians aus Sant'Apollinare nuovo in Ravenna.



Abb. 6. Mosaikbild Justinians, Ausschnitt des Mittelstückes aus Abb. 7.



Abb. 7. Mosaikbild Justinians aus S Vitale in Ravenna.

den beiden Porträts ist schwerlich zu erkennen.“ Die weitere Schlußfolgerung aber, daß das Porträt in der Hofkirche einen Theoderich d. Gr. darstellt, zieht er jedoch auch nicht.

Wir kommen nach dem Obigen dagegen zu der Schlußfolgerung, daß das Bildnis in Theoderichs ehemaliger Hofkirche Theoderich d. Gr. selbst darstellt, und daß uns irgendein günstiges Geschick dieses vortreffliche Bildnis des großen germanischen Herrschers, des Dietrich von Bern der Heldensage, erhalten hat.

Theoderichs Hofkirche ist unter ihm im Jahre 504 geweiht worden. Als dann nach seinem Tode (526) und unter seinen weiteren Nachfolgern das Gotenreich in Italien unterging, wurde sie im Jahre 560 für den römisch-byzantinischen Kultus neugeweiht und erhielt nach den, auf Goldgrund — gewissermaßen in einem goldenen Himmel — schreitenden Heiligen und dem durch Beischrift als S. Martinus bezeichneten, ersten dieser Schar zunächst die Bezeichnung: Basilica Sancti Martini in coelo aureo. Im Jahre 856 wurden



Abb. 8. Palast Theoderichs d. Gr., Mosaikbild in Sant'Apollinare nuovo in Ravenna.

dann aber die Gebeine des heiligen Apollinaris aus Classis, der Hafenstadt Ravennas, hierher übertragen, da sie in Classis als nicht ausreichend vor den Sarazenen gesichert angesehen wurden. Seitdem heißt die ehemalige Hofkirche Theoderichs nun Sant' Apollinare nuovo oder d'entro. Das besprochene Mosaikbild befindet sich jetzt in einer im 16. Jahrhundert umgebauten Kapelle, die am nördlichen Seitenschiffe angebaut ist. Wenn das Bild erst im Jahre 1863 nach seiner Unterschrift (Abb. 5) hierher übertragen worden ist, so hat der dunklere oder weniger zugängliche, unbekanntere Platz, an dem es sich früher befand, wohl mit dazu beigetragen, daß uns dieses Bildnis bis heute erhalten blieb.

Die Uebertragung eines so großen Mosaikbildes von der einen Stelle auf eine andere stellt in technischer Beziehung natürlich eine ungemein schwierige Aufgabe dar, die wohl nur in einer Stadt wie Ravenna befriedigend gelöst werden konnte, wo man vom frühesten Mittelalter an bis heute in Glasmosaik arbeitet und damit gründlichst Bescheid weiß. Aehnliche Schwierigkeiten ergeben sich heute, wenn von einem kostbaren alten Oelgemälde die verrottete Leinwand, die Trägerin der Oelfarbe, entfernt und durch neue ersetzt werden soll; und doch weiß man dieser Schwierigkeiten Herr zu werden.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß das Elfenbeinbildnis Amalasanthas, der Tochter Theoderichs, das vom Verfasser schon im Jahrgang 1916 d. Bl., S. 338 nach Graeven gebracht



Abb. 9. Elfenbeinbildnis der Amalasantha. (Nach Graeven).

und hier als Abb. 9 wiederholt worden ist, dieselben Züge in Kopfform, Stirn, Schwung der Augenbrauen, Augenaufschlag, Bildung der Nase, des Mundes und Kinns aufweist, wie das Mosaikbild Theoderichs (Abb. 4 u. 5). Die Aehnlichkeit der Tochter bestätigt also gleichfalls, daß wir uns hier auf dem richtigen Wege befinden.

Die hier unternommene Aufsuchung und Besprechung eines Mosaikbildes Theoderichs des Großen steht mit rein baulichen Dingen allerdings nur in lockerem Zusammenhange. Wenn man aber die Bauten des Herrschers behandelt, so liegt es nahe, auch sein bisher unbekanntes Bild heranzuziehen, zumal, wenn es in Glasmosaik ausgeführt ist, welche Ausstattungsweise nun einmal im alten Ravenna bei reicheren Bauten den fast wesentlichsten Teil der inneren Bauausstattung bildet.

Es wird nunmehr erforderlich, sich wieder den Bauten des Königs und seines Volkes zuzuwenden, einerseits, um auch die großartigen, im alten Schrifttum angeführten, der Neuzeit aber bis dahin noch gänzlich unbekannteten Bauten Theoderichs in Rom — der Romaburg der Dietrichssage — kennenzulernen, andererseits um einen tieferen Zusammenhang der ursprünglichen germanischen Flecht- und Stabwerkbauweise mit dem Formenschatz der späteren, mittelalterlichen Baukunst nachzuweisen, mit welchem Nachweise der Verfasser zunächst bei der Behandlung des Grabmals Theoderichs (Jahrg. 1918 d. Bl.) nur einen kleinen Anfang gemacht hat.

1897

1897

1897

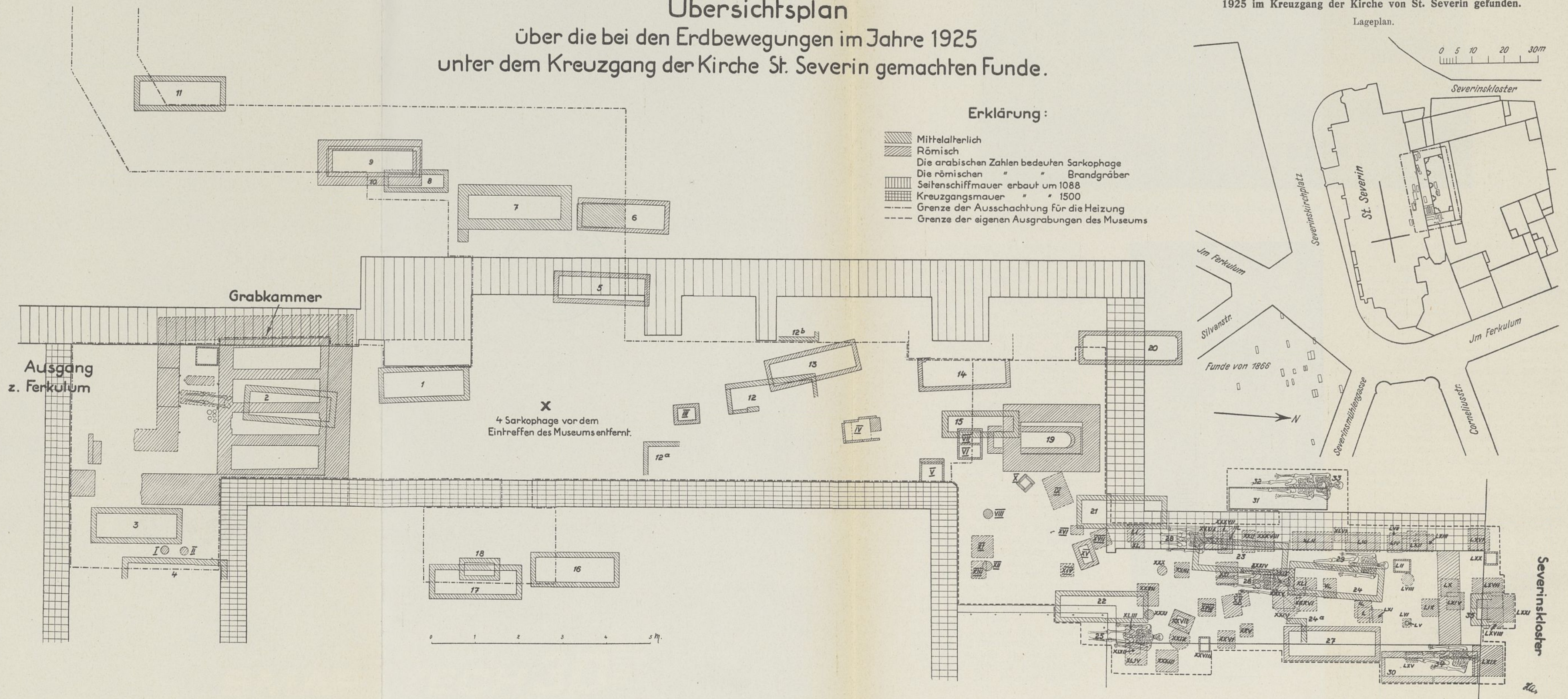
1897



Spätromische Grabkammer und frühchristlicher Friedhof bei St. Severin in Köln.

Übersichtsplan über die bei den Erdbewegungen im Jahre 1925 unter dem Kreuzgang der Kirche St. Severin gemachten Funde.

Eine spätromische Grabkammer,
1925 im Kreuzgang der Kirche von St. Severin gefunden.
Lageplan.



Spätromische Grabkammer und frühchristlicher Friedhof bei St. Severin in Köln, zugleich ein Beitrag zur ältesten Geschichte der Kirche.

Von Dr. Fritz Fremersdorf, Köln.

Alle Rechte vorbehalten.

(Hierzu 1 Tafel.)

Im Mai 1925 begann man mit den Erdarbeiten zum Einbau einer Heizungsanlage im Kreuzgang der Kirche St. Severin. Die Arbeiten wurden in der (heute einzig erhaltenen) Südflucht des Kreuzganges, die sich unmittelbar an das nördliche Seitenschiff der Kirche anlehnt, vorgenommen und begannen in der östlichsten Ecke. Hier stieß man schon bald auf alte Mauerreste und auf römische Sarkophage. Deren Oberkante lag kaum ein Meter unter der Fußbodenhöhe des Kreuzganges; sie waren ostwestlich ausgerichtet. Keiner befand sich in unversehrtem Zustande, d. h. keiner trug mehr einen Deckel, bei einem fehlte sogar eine Seitenwand, bei allen war das Innere mit Erde ausgefüllt; einmal füllten menschliche Gebeine etwa die Hälfte des Sarges aus. Von irgendwelchen Beigaben war nicht die geringste Spur zu sehen. Trotzdem ist — nach der ganzen Art der Ausführung — an der römischen Herkunft dieser Behälter nicht zu zweifeln. Hier wie an anderer Stelle hat das Mittelalter ein lebhaftes Interesse für sie bekundet. Die beste Parallele dafür ist vielleicht die Ursulakirche, in der noch heutigen Tages nicht weniger als 16 solch schwerer Sarkophage aus römischer Zeit aufgestellt sind, die nach der Legende die Ueberreste der 11 000 hl. Jungfrauen enthalten sollen. Zweifellos sind diese Särge im Mittelalter aus dem umgebenden römischen Grabfeld gehoben und in die Kirche verbracht worden; dasselbe trifft auch für St. Severin zu. Daß diese Sargbehälter im Mittelalter zu wiederholten Malen für Beisetzungen wieder benutzt worden waren, zeigte sich beim Fortgang der Erdarbeiten mehrfach deutlich; denn wir fanden menschliche Gebeine in unregelmäßiger Lagerung auch neben den Behältern vor. Boten diese mittelalterlichen Beisetzungen in römischen Steinsärgen kaum irgendwelches Interesse, so sind sie doch für die zeitliche Einreihung der später gefundenen unberührten Sarkophage in tieferer Schicht und der Grabkammer von Wichtigkeit geworden.

An der Südostecke des Kreuzganges zeigte sich, daß das Fundament der Kreuzgangs-Mauer auffallend hoch saß, auf dem Schutte, der über einer anderen Mauer lag, die bis 75 cm unter den Fußboden des Kreuzganges hinaufreichte. Diese Mauer aus viereckigen, sauber zugerichteten Tuffsteinen von 14×8 bis zu 30×8 cm Größe (Abb. 1) war mit Traß aufgeführt. Sie besitzt in 1,48 m Tiefe einen Vorsprung (Schrägsockel) von 10 cm Breite; ihre Fundamentsohle liegt 3,02 m tief, und zwar unmittelbar auf dem gewachsenen, schwach mit Lehm durchsetzten Sandboden. An diese Mauer schließt sich im Westen eine zweite im rechten Winkel an, die nach Süden hin gerichtet ist und glatt, d. h. ohne Schrägsockel, in die Höhe geht, dagegen auf ihrer Außenseite in 2,10 m Tiefe einen 14 cm vorstehenden Fundamentabsatz aufweist. Eine dritte, d. h. die südliche Mauer dieses Raumes, konnte erst später festgestellt werden, da sie — wie der Befund mit aller Deutlichkeit noch heute lehrt — halb unter der Nordmauer des Seitenschiffes liegt, deren Fundament hier einfach auf dem später eingefüllten Schutt des Raumes aufsitzt. Der Eingang zu dem geschilderten Raum befand sich im Osten. Hier war die Erhaltung besonders gut, aber leider ward gerade hier vor dem Eintreffen des Museums manches zerstört und die Mauern teilweise bis ins Fundament ausgebrochen. Die Ostwand war nach Norden hin bis auf eine schmale, etwa 80 cm breite Oeffnung geschlossen. Davor liegt der Rest eines Fundamentes, das mit dem ehemaligen Zugang zusammenhängen muß, der ja von oben her in die Tiefe erfolgte. Reste von Treppenstufen (mit Verwendung römischer Werkstücke) sind in der Verlängerung der Türöffnung noch vermauert zu sehen. Nördlich davon schließt sich unmittelbar ein Mauerrest von 60 cm Breite und 90 cm Höhe an, der 50 cm unter der Fußbodenhöhe liegt und schon bei 1,40 m Tiefe direkt auf dem gewachsenen Boden aufsitzt; es dürfte mit Sicherheit der Rest einer Treppenwange sein.

Das Ganze stellt sich als ein (nicht ganz genaues) Rechteck dar, dessen innere Länge 3,40 m und dessen Breite 3,15 m beträgt (Tafel 1). Die Dicke der Mauern ist verschieden; sie beträgt bei der Nordwand 70 cm, bei der Westflucht 54 cm, während die östlichen Teile 50 cm stark sind. Als äußere Länge der Mauer ergibt sich ein Maß von 4,44 m; das sind genau 15 römische Fuß oder 3 passus. An der Westwand haben sich auf der Innenseite noch deutliche und umfangreiche Reste von rötlichem Wandbewurf (mit Zusatz von Traß?) erhalten, über dem teilweise sogar noch der einfache weiße Verputz zu sehen ist (Abb. 1 und 2). Und in der südwestlichsten Ecke ist noch deutlich der Ansatz der tonnenförmigen Wölbung der Decke bemerkbar. Daraus läßt sich errechnen, daß der höchste Punkt innerhalb der Grabkammer etwa 1,98 m von der Oberkante der Sargbehälter entfernt lag.

Fast dieser ganze Raum wird durch vier nebeneinanderliegende Sargbehälter ausgefüllt, die aus römischem Dachziegel-Altmaterial errichtet und in die Erde hineingebaut sind und deren Inneres mit einem feinen Traßputz gleichmäßig und sauber überdeckt ist. Davor liegt nur ein schmaler Streifen von 70 cm Breite, der eben ausreicht, um vor den Sargbehältern hin- und hergehen zu können. Der Befund ergab unzweifelhaft, daß das Ganze — d. h. Wände und Särge — in einem Guß errichtet worden war.

Die Behälter weisen stattliche Maße auf, sie haben etwa die Abmessungen spätromischer Steinsärge: Länge (innen) 1,98 cm, Tiefe 53 cm, Breite 50—60 cm. Sie waren nicht mit Deckeln versehen, sondern mit Platten zugedeckt; und diese erwiesen sich als Reste römischer Denkmäler, zum Teil mit Inschriften. Für ihre Wiederverwendung hatte man sie mit aller Sorgfalt in schmale Stücke zersägt. Wo die Breite der Platten zum Zudecken nicht ganz reichte, hatte man kleinere Steine angefügt, darunter typische Bruchstücke römischer Dachziegel. Interessant war zu sehen, wie diese mit Platten einzeln abgedeckten Särge ganz offensichtlich gegen Beraubung oder Störung der Grabesruhe der hier Bestatteten geschützt wurden. Man hatte die vier Behälter in ihrer ganzen Ausdehnung mit einem durchgehenden 5—7 cm starken (in der Nordostecke sogar 10—12 cm), sehr festen Betonestrich überdeckt, wie er von römischen Fußbodenheizungen zur Genüge bekannt ist. Dieser Estrich war in seiner ganzen Ausdehnung unversehrt. Ueber ihm lagen am Kopfe des Sarges 1 noch zwei weitere große Steine, darunter eine mächtige Kalkplatte von 90×90 cm Größe und $13\frac{1}{2}$ cm Dicke, offenbar ein römisches Werkstück. Für diese ängstliche Sicherung von Gräbern gegen Beraubung lassen sich auch inschriftliche Belege aus spätromischer Zeit anführen. Das Bild, das sich nach Entfernung des Estrichs bot, zeigt Abb. 1. Dort sieht man rechts die beiden doppelten Platten über dem Kopfe des Grabes 1, darunter die Estrichschicht, die in der linken Ecke auch noch die Hälfte des Grabes 4 bedeckt.

Am 30. Mai 1925 wurden drei der Särge im Beisein geladener Gäste (u. a. auch medizinischer Sachverständiger) geöffnet. Der Inhalt war ganz offensichtlich unberührt, die Skelette vollständig tadellos erhalten. Den Befund zeigt Abb. 2. Den Boden der Särge bedeckte ein 1—3 cm hoher feiner schwarzer Schlamm, der im Laufe der Jahrhunderte ganz allmählich mit der Erdfeuchtigkeit in das Innere eingedrungen war. Das erklärt sich vor allem dadurch, daß das Regenwasser vom Dach der Nordseite der Kirche bis in die jüngste Zeit hinein nicht abgeleitet wurde, sondern sich einfach im Hof des Kreuzganges einen Weg in die Tiefe suchen mußte. Die Skelette befanden sich in ursprünglicher Lagerung, die Hände waren längs des Körpers ausgestreckt. Besonders auffallend war die Länge der zweiten Bestattung von rechts; denn der vorhandene Behälter war für sie offensichtlich zu klein gewesen. Man half sich indes damit, daß man am Kopf- und Fußende des Sarges 25 cm breite Aussparungen in der ganzen Sarghöhe machte. Genaue Messungen dieses Skeletts ergaben eine wirkliche Länge von 1,97 m; von den übrigen war keiner unter 1,80 m groß! Die Leichen aller vier Behälter waren männlich. — Beim Wegräumen des Schuttes im Inneren des Raumes fanden sich mehrfach Scherben spätromischer Gefäße, so Reste von Wölbtopfen und Henkelkrügen aus rotem und weißem Ton, auch Stücke später Schwarzfirnisbecher, ferner dicke Betonbrocken mit Zusatz von Ziegelstücken, in denen teilweise noch gelbtonige Scherben (von Wölbtopfen!) eingemauert sind. Es sind Teile der Tonnendecke, deren Wölbungsansatz in der linken, südöstlichsten Ecke noch deutlich zu erkennen ist. An der gleichen Stelle wurde auch eine Reihe von dicken Brocken von Wandbewurf erhoben, der eine unebene, schmutzig-schwärzliche Oberfläche zeigt, indessen noch die verschiedenen Lagen des römischen tectoriums (Kalktünche) aufweist: zunächst eine raue Mörtelschicht, die unmittelbar über dem Mauerwerk saß; dann folgt eine dünne weiße Schicht anscheinend sehr feinen Kalkmörtels und darüber legt sich die eigentliche Farbschicht.

In allen vier Särgen war von Beigaben nichts zu sehen. Es fehlte somit zunächst ein Anhalt für die zeitliche Bestimmung der ganzen Anlage. Deshalb ward auch der Raum östlich vor den Särgen untersucht. Es zeigte sich, daß der Boden bei der Erbauung der Grabbehälter schon nicht mehr unberührt gewesen war, da hier untrügeliche Reste früherer Bestattungen zutage kamen. Wichtig sind sodann mehrere genau beobachtete römische Scherben. So kam in der Nordostecke das Bruchstück einer Fuß-Schale mit plumpem, stark nach innen verdicktem Rande aus dem späten



Abb. 1. Blick auf Nord- und Westwand der Grabkammer mit den vier Sargbehältern, die durch Kalksteinplatten verschlossen sind. Im Hintergrunde in der Mitte das Fundament der Kreuzgangsmauer.

4. Jahrhundert zutage, und im Mauerwerk zwischen der Nordwand und dem ersten Sargbehälter konnte ich das Randstück eines Kochtopfes mit abgesetztem Rande, wie er für das 4. Jahrhundert typisch ist, erheben. Beide Stücke sind für die Datierung der Anlage wichtig; denn sie gehören nicht zu einem Grab, sondern sind z. Zt. der Errichtung der Grabkammer in den Boden gekommen, als man die noch offenen Lücken um die eben errichteten Sargbehälter wieder mit Erde füllte. Sie stammen aus der Zeit der Erbauung der Anlage selbst und verweisen diese in das späte 4. Jahrhundert.

Da Beigaben bei den Leichen nicht vorhanden waren, galt es, andere Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung zu gewinnen. Sie ergaben sich einmal aus der Anlage und dem verwendeten Material des Bauwerkes, ferner aus dem baulichen Befund und schließlich aus Beobachtungen während der weiteren Ausgrabungen. Die Größen-Abmessungen der Sargbehälter entsprechen denen spätromischer Sarkophage. Die Behälter sind aus römischem Ziegel-Altmaterial errichtet, und zwar mit Sorgfalt, wie auch die Aufmauerung und der Verputz lehrt. Die Abmessungen der Kammer sind römisch. Im Schutt des Innern fand sich nichts von mittelalterlichem, sondern nur spätromisches Scherben-Material. Statt mit Deckeln waren die einzelnen Behälter mit einer Reihe von Platten zugedeckt; und diese erwiesen sich als Reste römischer Weihesteine, die man mit Sorgfalt zersägt hatte. Ueber ihnen lag in der gesamten Ausdehnung der vier Behälter ein dicker Betonestrich nach römischer Art, offenbar zum Schutze der Gräber gegen Beraubung. — Dazu kommt der bauliche Befund. Die Grabkammer hat — wie es im Plane Tafel 1 deutlich zur Geltung kommt, — kein Verhältnis zum Kreuzgang, greift vielmehr nach allen Seiten über ihn hinaus. Im Norden, wo die Mauer der Grabkammer bis 75 cm unter die Fußbodenhöhe hinaufreicht, sitzt die Kreuzgangs-Mauer auf dem Schutt über dieser auf. Weiter westlich (über die Rückwand der Grabkammer hinaus) zeigte sich aber deutlich, wieviel einfacher und vor allem wieviel schlechter als die Grabkammer die Kreuzgangs-Mauer fundiert ist. Auch der verwendete Mörtel ist hier und dort grundverschieden. Bei der Kreuzgangswand sind zuunterst unregelmäßige Basaltblöcke gelegt, die nur bis 1,55 m und höchstens 2,20 m unter den Kreuzgangs-Boden hinabreichen. Bei der Grabkammer ist von diesem Material gar nichts zu sehen. Im Süden der Grabkammer liegt das Fundament des Seitenschiffes nördlicher als die Südmauer des Grabbaues, dazu wesentlich höher als dieser und sitzt auf Schutt auf. Aus diesem Befund ergibt sich ohne weiteres, daß die Grabkammer unbedingt älter sein muß als die Anlage des Kreuzganges; dieser ist im Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. Wichtig ist ferner folgende Beobachtung: Von den an verschiedenen Stellen und in höherer Lage als die Grabkammer (d. h. rund 1 m unter Fußboden) stehenden Steinsärgen stand einer (Nr. 1 des Uebersichtsplanes Taf. 1.) unmittelbar vor

einem Vorsprung des Seitenschiffes der romanischen Kirche. Der Befund am Mauerwerk zeigte deutlich, daß der Sarg an dieser Stelle schon stand, als die Mauer errichtet ward, da die Sargwand mit ihren typischen Scharrierungen sich in dem Mörtel der Mauer deutlich abgedrückt hatte. Der Sarg ist also früher an diese Stelle verbracht worden, als die Seitenschiff-Mauer errichtet ward. Da an dem Seitenschiff bis 1088 gebaut wurde, muß zu dieser Zeit der fragliche Sarg dort schon vorhanden gewesen sein, d. h. der Sarg stand schon vor 1088 hier. Fast in genau derselben Höhe mit ihm standen aber mehrere andere, darunter einer (Nr. 2 des Planes Tafel 1) im Schutte halb mitten über der Grabkammer. Da er in derselben Höhe wie der zuerst erwähnte lag, wird er sicherlich aus derselben Zeit herrühren; denn diese Särgen sind alle in derselben spätromischen Ausführung gehalten, und ihre Größe und Schwere macht es unwahrscheinlich, daß man sie im Mittelalter öfter bewegt hat. Es muß also die Grabkammer auch älter sein als der über ihr liegende Sarg, d. h. älter als 1088. Vor dieser Zeit muß aber auch die Grabkammer schon zerstört gewesen sein, d. h. die tonnenförmige Decke eingefallen und das Innere mit Schutt ausgefüllt worden sein. Denn als man vor 1088 den Sarg halb über die Fläche der Grabkammer und halb über deren Westwand hinstellte, muß man von dem Vorhandensein der Grabkammer keine Kenntnis mehr gehabt haben. Zu dem gleichen Ergebnis kommt man bei der Betrachtung der linken (südlichen) Seitenwand der Grabkammer. Dort ist das antike Mauerwerk nur bis zu 1,15 m über die Oberkante der Sargbehälter hinaus erhalten. Darüber legt sich ganz deutlich eine dünne mit Humus durchsetzte Schuttschicht und erst darauf folgt das Fundament der Seitenschiff-Mauer. Schließlich ist die Höhenlage der Grabkammer zu berücksichtigen. Genaue Nivellierungen ergaben folgende Höhen:

Fußboden der Kirche	+ 13,845 m
Fußboden des Kreuzganges	+ 13,847 „
Fußboden der alten Confessio	+ 11,993 „
Oberkante der Sargbehälter der Grabkammer	+ 11,207 „

Die Grabkammer liegt also noch 78,6 cm tiefer als die alte Confessio unter der Kirche, von der man mit Recht annimmt, daß sie z. T. in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben ist und aus spätkarolingischer Zeit herrührt. Der Höhenunterschied weist deutlich auf frühere Entstehung der Grabkammer hin, zumal die nördlich vom Chor gelegene Krypta der Erasmus-Kapelle, die ihrerseits wieder höher liegt als die Confessio, aus dem 10. Jahrhundert stammt. Daß die Grabkammer aber nicht etwa aus karolingischer Zeit herrühren kann, besagt ein Vergleich mit der alten Confessio, die ganz andere Bauformen aufweist. Wir werden also durch diese Betrachtungen auf die Zeit vor dem 8. Jahrhundert verwiesen. Aber auch in fränkischer Zeit ist m. E. eine derartige Anlage nur schwer

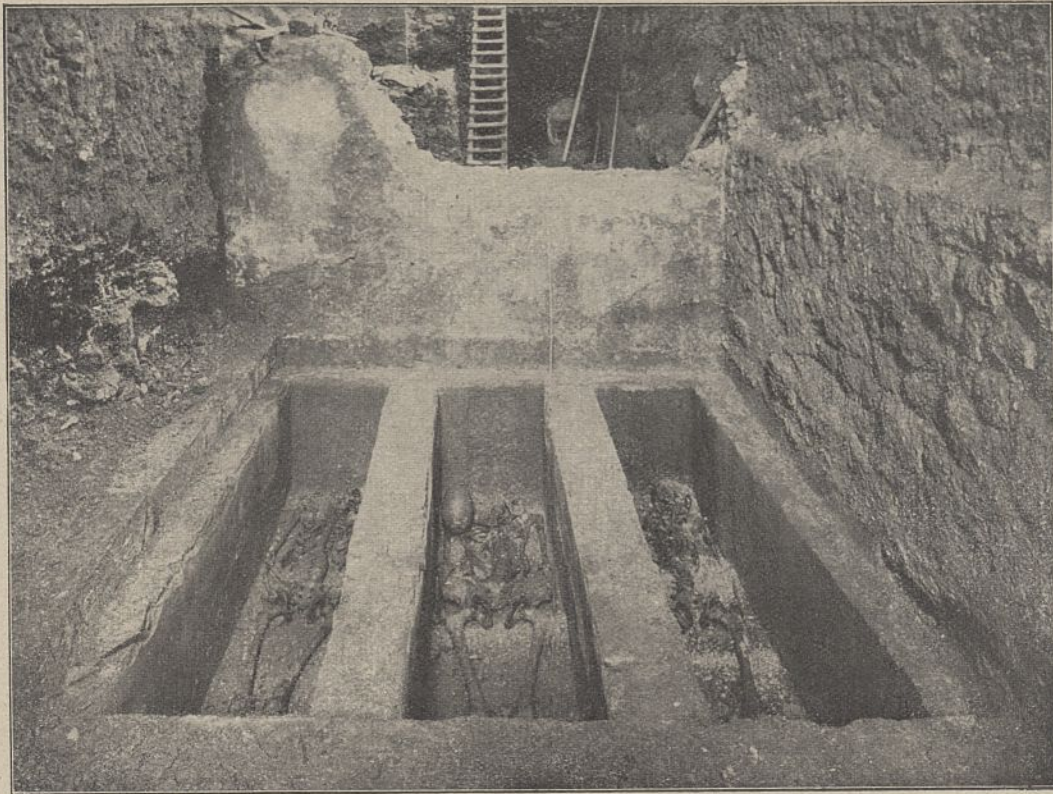


Abb. 2. Drei der Grabbehälter in geöffnetem Zustande, links die vierte noch verschlossene. Die Rückwand der Grabkammer mit den Resten des Wandputzes.

denkbar, zu einer Zeit, da die Kirchen in unserer Gegend meist aus Holz gebaut waren. Die Ausführung der Anlage und das verwendete Material verweisen uns vielmehr in spätrömische Zeit, an die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert.

Trotzdem bleibt das völlige Fehlen von Beigaben bei den Leichen auffällig, und wir müssen dafür eine Erklärung suchen. Da dari zunächst darauf hingewiesen werden, daß der weitere Fortgang der Erdarbeiten nach und nach eine ganze Reihe von Särgen zutage förderte, die im Plan Tafel 1. fortlaufend verzeichnet und durch verschiedene Schraffur in zwei Gruppen getrennt sind, je nachdem sie aus höherer oder tieferer Schicht zutage kamen. Die der letzteren Gruppe waren sämtlich unberührt und ungestört und lagen in einer durchschnittlichen Tiefe von 2 m, d. h. sie werden im großen und ganzen aus einem Zeitabschnitt herrühren. Die höher liegenden Särge dagegen waren — mit Ausnahme von Nr. 17 — gestört, die Behälter meist nicht mehr unversehrt; sie lagen in durchschnittlicher Tiefe von nur einem Meter. — Wichtig sind zwei Särge der tieferliegenden Gruppe, die sämtlich sorgfältig untersucht worden sind. Immer war das Innere völlig unberührt. In Nr. 13 fanden wir am Kopfe in Höhe der Ohren Reste einer feinen Wirkerei aus dünnen Fäden reinen Goldes, während aus dem Schlamm von Nr. 5 Reste eines Glasfläschchens erhoben werden konnten. Es gehört dem späten 3. oder frühen 4. Jahrhundert an. Dieses Ergebnis wird auf das glücklichste ergänzt durch den Befund eines mächtigen fast 1 m hohen Tuftsarkophages, der im Winter 1925/26 bei den eigens von der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums unternommenen Grabungen unter dem Rest des Kreuzganges bis zur Straße hin zutage kam, siehe Tafel 1 Nr. 19. Er lag unter dem rechteckigen Fundament eines römischen Grabdenkmals und unmittelbar neben einem reich ausgestatteten Brandgrab VI/VII, das durch die Beigaben eines Schlangenfadenglases u. a. in die Zeit um 200 n. Chr. versetzt wird. Aus dem Ausgrabungsbefund und dem im Inneren des ungestörten Sarges vorgefundenen Münzen geht unzweideutig hervor, daß diese Skelettbestattung älter als das benachbarte Brandgrab ist und um 150 n. Chr. in die Erde gekommen sein muß.

Wir wissen ganz allgemein, daß in spätromischer Zeit unter dem Einflusse des Christentums die Sitte, dem Toten Beigaben mit ins Grab zu geben, die er nach heidnischer Auffassung entweder auf der Reise ins Jenseits oder im Jenseits selbst benötigte, merklich nachläßt; indessen ist zunächst immer noch das eine oder andere Ausrüstungsstück vorhanden. Die neuen Funde aus St. Severin haben eine gute Parallele in Steinsärgen, die beim Bau der Severins-Knabenschule zwischen Severinsmühlengasse, Ferkulum und Silvanstraße im Jahre 1866 zutage kamen (s. Taf. 1), die auch mit Sicherheit stets ungestört waren, aber ebenfalls keinerlei Beigaben enthalten. „Die Bestattungen waren ungestört, und es fanden sich die vollständigen Skelette in der natürlichen Lage, halb eingebettet in eine Moder-

schicht, die Arme stets längs dem Körper gestreckt. Der Inhalt sämtlicher Särge ward durch ein feines Sieb geworfen, aber nie hat man Ton- oder Glas-Gefäße, Metallgeräte oder Schmucksachen entdeckt.“ Also ein Befund, der dem der Grabkammer und der Gruppe der tief liegenden Särge um sie herum vollkommen entspricht. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese im Jahre 1866 gefundenen Särge tatsächlich spätromischen Ursprungs sind; zwei von ihnen sind noch heute in den Anlagen vor dem Wallraf-Richartz-Museum nach der Drusugasse hin zu sehen. Es sind stattliche Sandsteinbehälter der üblichen Größe mit Giebel-Dreieck in der Mitte und würfelförmigen Aufsätzen in den Ecken. Das völlige Fehlen von Beigaben fällt ebenso auf wie in der Grabkammer, hier wie da haben wir es aber mit sicher ungestörten Beisetzungen zu tun. Da sie nicht später sein werden, als von der Wende des 4. zum 5. Jahrhundert, liegt die Vermutung nahe, anzunehmen, daß es Christen waren, die hier begraben lagen und die bereits völlig auf die heidnische Sitte des Mitgebens von Grabbeigaben verzichteten.

Das veranlaßt mich, einmal auf den großen Unterschied aufmerksam zu machen, der m. E. am Ende des 4. Jahrhunderts im Grabitus zwischen der alten eingewohnten römischen und der neu zugewanderten fränkischen Bevölkerung besteht. In den römischen Gräbern des beginnenden 4. Jahrhunderts wird die Ausstattung langsam aber sicher ärmlicher. Dem steht gegenüber, was wir von den fränkischen Beisetzungen wissen, angefangen von der Zeit der Völkerwanderung bis zum 8. Jahrhundert. Da sind die Beigaben in alter Fülle vorhanden, die Frau wird mit ihrem ganzen Schmucke, der Mann mit seinen Waffen beigesetzt. Trotzdem die Rheinfranken doch schon vom 5. Jahrhundert ab zum großen Teil Christen gewesen sein werden, erhielt sich diese Anschauung außerordentlich hartnäckig, obwohl die Kirche dagegen ebenso sehr wie gegen die Sitte des Verbrennens eiferte. Und Karl d. Gr. sah sich noch im Jahre 768 genötigt, mit einem strengen Edikt gegen die Mitgabe von Beigaben ins Grab vorzugehen, mit der Wirkung, daß sie um 800 tatsächlich endgültig verschwinden. Aus dieser Erwägung heraus erscheint es mir nicht wahrscheinlich, daß in der Grabkammer von Severin etwa Franken beigesetzt gewesen seien, obwohl die auffallende Größe der Leichen und die nachträgliche Vergrößerung des zweiten Grabbehälters zunächst dafür sprechen könnte. Vielmehr scheint mir gerade der Umstand, daß sowohl in der Grabkammer, wie in den tief liegenden Steinsärgen jegliche Beigaben fehlen, deutlich darauf hinzuweisen, daß wir es noch mit Römern, und zwar der ausgehenden Antike zu tun haben. Bei der Großstadtbevölkerung scheint im späten 4. Jahrhundert das Christentum schon so tief eingedrungen und festgewurzelt, daß sie in den meisten Fällen schon vollständig auf Beigaben verzichtete. Bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts dagegen treffen wir auch in den christlichen Gräbern Beigaben an, und gerade diesem Umstande verdanken wir ja die Erhaltung der wichtigsten

Zeugnisse für das älteste Christentum am Rheine. Auf der anderen Seite steht die Landbevölkerung — und als solche dürfen wir doch wohl die Franken dieser Zeit ansehen —; sie hängen viel fester und viel länger an der althergebrachten Sitte*).

Es bleibt vor allem noch die Frage zu beantworten, ob die Grabkammer in irgendeiner Beziehung zur ältesten Severinkirche stand, d. h. mit anderen Worten: ob wir in spätromischer Zeit an dieser Stelle die Ausübung christlichen Kultes nachweisen oder wahrscheinlich machen können. Da ist zunächst zu sagen, daß die ganze Umgebung von Severin weit und breit römisches Grabfeld ist, das man bei Erdarbeiten der verschiedensten Art seit den 80er Jahren oft genug angeschnitten hat, wenn auch bedauerlicherweise Aufzeichnungen hierüber nicht vorliegen. Die älteren sind Brandgräber, die bis in die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. hinaufreichen. Die ältesten liegen der Straße am nächsten, solche des 2. und 3. Jahrhunderts reihen sich, wie die Ausgrabungen des Museums im Winter 1925/26 ergeben haben, zahlreich im Osten an, werden dann aber seltener und hören schließlich fast ganz auf. Vgl. Taf. 1. In dieser Gegend finden sich Skelettbeisetzungen in schweren, wohl bearbeiteten Sandsteinsarkophagen, die nach Osten hin zahlreicher werden. Von Skelettgräbern mit Beigaben aus der weiteren Umgebung der Kirche heben sich die in der näheren Umgebung bei der Grabkammer gefundenen scharf ab: sie sind ohne Beigaben. In diesem Zusammenhang müssen dann auch noch einmal die Reste römischer Weihedenkmäler genannt werden, die — sorgfältig zersägt — zum Zudecken der Sargbehälter verwendet wurden. Das sieht fast so aus, als ob man den heidnischen Abgott auf diese Weise um so sicherer habe unschädlich machen wollen. Wissen wir doch, daß in spätromischer und frühfränkischer Zeit öfter römisches Altmaterial zum Bau von Gräbern verwendet ward.

Noch eine Beobachtung erscheint mir nicht unwesentlich. Betrachtet man den Uebersichtsplan Taf. 1, so fällt auf, daß die Zahl der Särge sich hauptsächlich um die Gegend der Grabkammer verteilt, nach Westen hin aber abnimmt. Es ist wie ein Drängen nach einer gewissen Stelle hin. Nun liegt die Grabkammer nur wenige Meter von der Confessio entfernt, dem ältesten erhaltenen Teil der heutigen Kirche. Sie rührt, wie schon oben gesagt, noch aus karolingischer Zeit her. Wenn wir nun bedenken, daß sich der Altar der heutigen Kirche noch unmittelbar über dieser Confessio erhebt, und daß deren Mittelpunkt die Stelle des Grabes des hl. Severinus bezeichnet, so müssen wir annehmen, daß diese Stelle sakraler Mittelpunkt gewesen ist. Ging dem karolingischen Bau ein noch älterer voraus — wahrscheinlich eine fränkische Holzkirche und noch vorher ein römisches Bauwerk —, so lagen auch deren Mittelpunkte zweifellos an derselben Stelle; um sie herum hat sich das Gotteshaus in den verschiedenen Zeiten verändert und allmählich vergrößert. Die zahlreichen christlichen Beisetzungen aus spätromischer Zeit können wir also um so eher verstehen, wenn wir annehmen, daß im 4. Jahrhundert hier nicht nur ein christlicher Friedhof war, sondern daß bereits in irgendeiner bescheidenen Form sich dort ein Bethaus oder eine kleine Kapelle erhob, die späterhin — nach der Ueberführung der Gebeine Severins — an Bedeutung gewann. In der Nähe von Heiligen oder gar Märtyrern begraben zu werden, galt demnach auch im Rheinland als besonders erstrebenswert, wofür wir auch inschriftliche Belege haben.

Die Skelettgräber ohne Beigaben um die heutige Severinkirche heben sich — wie gesagt — scharf ab von denen der weiteren Umgebung, die die Sitte der Beigaben bis tief ins 4. Jahrhundert hinein pflegen. Dieses Sichabsondern ist auffallend, und ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine ganz ähnliche Erscheinung an anderer Stelle hinweisen. Beim Limes-Kastell Zugmantel im Taunus, ganz besonders aber bei der Saalburg ist nicht ein einheitliches Gräberfeld vorhanden, sondern eine ganze Reihe solcher von meist mäßiger Ausdehnung, die sich stets um gewisse Gebäulichkeiten gruppieren. Diese Gebäude sind als kleine bescheidene Versammlungsräume oder „Heiligtümer“ anzusehen, um sie herum liegen die Anhänger der betreffenden Sekten auch begraben. Im 3. Jahrhundert aber war das Christentum hier am Rheine nur eine von den vielen Religionsgemeinschaften der Zeit. Gesonderte Begräbnisweise der Christen war deshalb nichts Ungewöhnliches, sondern entsprach durchaus den Zeitverhältnissen.

Wenn man bisher das Alter der Severinkirche nicht über die Zeit von 800 hinaufzusetzen pflegte, so geschah es deshalb, weil man keinerlei Anzeichen für das Christentum an dieser Stelle in früherer Zeit hatte. Vor allem fehlten hier die frühchristlichen Inschriften, die bei den beiden anderen bis in spätromische Zeit zurückreichenden Kirchen Kölns, Gereon und Ursula, vorhanden sind. Aber auch diese Lücke hat sich nunmehr geschlossen. Bei den im Winter 1925/26 unternommenen Ausgrabungen des Museums kamen auch zwei frühchristliche Inschriftsteine zutage. Die Inschrift des einen Steines ist fast vollkommen unversehrt erhalten und lautet: Concordia

hic iac(et) pia parentibus vixi(t) annum semis innocens in caelis habetur; d. h. zu deutsch: „Concordia liegt hier begraben, die ihren Eltern teuer war. Sie lebte 1½ Jahre und weilt nun als unschuldiges Kind im Himmel“. Ueber der Inschrift sieht man das frühe Christusmonogramm, umgeben von Alpha und Omega, daneben je eine Palme. Die Inschrift gehört dem spätesten 4. oder dem frühen 5. Jahrhundert an. Zu dieser Zeit ist also hier mit Sicherheit schon eine christliche Begräbnisstätte gewesen. Und darauf weisen schließlich auch die Reste christlicher Goldgläser hin, die in früherer Zeit in der Nähe von St. Severin zutage kamen. Es ist einmal eine große Schale mit Medaillonbildern aus dem Alten Testament, leider aus einer Kölner Privatsammlung in das Britische Museum nach London gelangt. Ferner ein Bruchstück mit Darstellung der heiligen Agnes, noch jetzt in Kölner Privatbesitz.

Das alles zusammengenommen macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Stelle, an der sich heute die Severinkirche erhebt, bereits im 4. Jahrhundert ein religiöser Mittelpunkt gewesen ist. Nun wissen wir bisher noch gar nichts über den Ort der Beisetzung der ältesten Kölner Bischöfe. Erst nach der Verlegung der Domkirche in die Nordostecke der Stadt im 9. Jahrhundert werden die Nachrichten darüber häufiger. Soll man nun nicht annehmen dürfen, daß ihre Beisetzung in den voraufgegangenen Jahrhunderten zum Teil vielleicht an Severin erfolgt sei? Das Fehlen jeglicher Beigaben in den spätromischen Steinsarkophagen wäre dann um so eher zu verstehen. Man könnte als Parallele dafür Mainz anführen, woselbst die ersten Bischöfe bei einer Kapelle des Aureus-Hilarius begraben, die späteren bis in die karolingische Zeit — und darunter hohe Fürstlichkeiten (z. B. Karls d. Gr. Gemahlin Fastrada) — in St. Alban beigesetzt wurden, das sich über einem Bau des späten 4. Jahrhunderts von 50 × 100 römischen Fuß Größe erhob; beide Kirchen lagen draußen vor der Stadt. Auch in Mainz erfolgte erst vom 10. Jahrhundert ab die Beisetzung der Bischöfe im alten Dom an der Stelle des heutigen, also innerhalb der Stadt. Und ähnliches läßt sich von Trier nachweisen, wo bei dem Grabe des hl. Paulinus im 4. Jahrhundert eine Kapelle errichtet ward, die später Grabkapelle der Bischöfe genannt wurde.

Fassen wir das Gesagte in Kürze zusammen. An der Römerstraße Köln—Bonn bei der heutigen Severinkirche liegt ein ausgedehntes Gräberfeld, dessen älteste Brandgräber aus dem 1. Jahrhundert der Straße am nächsten liegen. Solche des 2. und 3. Jahrhunderts reihen sich östlich daran an, werden dann aber seltener und hören schließlich fast ganz auf. In dieser Gegend finden wir Skelettbeisetzungen in schweren, wohl bearbeiteten Steinsarkophagen, die mit seltenen Ausnahmen ohne jegliche Beigaben sind. Sie reichen bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts hinauf und sind zum Teil nachweislich älter als die sie umgebenden Brandgräber! Diese Skelettgräber — zu denen auch die Beisetzungen in der Grabkammer gehören — häufen sich um die Stelle der alten Confessio unter der heutigen Kirche. Sie unterscheiden sich durch das Fehlen von Beigaben von zahlreichen Gräbern in der weiteren Umgebung der Kirche, die die übliche Grabausstattung bis tief ins 4. Jahrhundert hinein aufweisen. Es müssen demnach die Anhänger einer bestimmten Religionsgemeinschaft gewesen sein, die sich — wie anderwärts — um ihre Kultstätte herum begraben ließen. Bei allen Religionen ist in dieser Zeit die Mitgabe von Beigaben ins Grab noch in Uebung. Nur das Christentum bekämpft sie. Aus ihrem fast völligen Fehlen wird man deshalb um so eher auf Anhänger des Christentums schließen dürfen, als dieselbe Stelle dann in der Folge nachweislich christlicher Kultmittelpunkt geblieben ist, was u. a. durch die frühchristlichen Inschriften unzweideutig bewiesen wird. Zu den bisher bekannten christlichen Kultstätten Kölns aus römischer Zeit — Gereon und Ursula — kommt nun St. Severin als dritte hinzu. Und alles spricht dafür, daß es in ältester Zeit eine einfache Grabkapelle gewesen ist. Aber nach dem, was wir nun mit Sicherheit darüber wissen, scheint sie die älteste christliche Anlage auf Kölner Boden zu sein! —

Die ausgebrochenen und fehlenden Mauerstücke der Grabkammer wurden in Ziegelsteinmauerwerk und zwar so ausgeführt, daß man jederzeit ohne weiteres Altes und Neues unterscheiden kann. Die flache Decke ward in Beton eingezogen. Die Leichenreste wurden im Anatomischen Institut der Bonner Universität präpariert und gegen Verfall versichert, so daß sie nun auf unabsehbare Zeit hinaus Bestand haben dürften. Sie wurden dann wieder in die Grabbehälter gelegt, genau so, wie sie bei der Oeffnung derselben angetroffen worden waren. Die Behälter wurden durch darübergelegte Spiegelscheiben in luftdichter Fassung abgeschlossen. Zwei in den Ecken der Decke im Osten angebrachte elektrische Lampen sorgen für die notwendige Beleuchtung. An der Stelle des alten Einganges ist eine verschließbare Tür angebracht worden, davor sind die Reste des ehemaligen Treppenaufganges zu sehen. Eine moderne Treppe führt daneben zum Kreuzgang empor. So ist alles getan, um die Anlage in ihrem ursprünglichen Zustande auch weiterhin zu erhalten, womit ein wichtiges historisches Denkmal aus dem reichen Boden Kölns aufs neue dauernd zurückgewonnen worden ist.

*) Die lateinische Bezeichnung für die Landbevölkerung ist in dieser Zeit „pagan“; dasselbe Wort bedeutet aber auch „Heiden“.